

Martin Freund

Eine Bagatelle

Kriminalroman

AAVAA
VERLAG

© 2013 AAVAA Verlag

Alle Rechte vorbehalten

1. Auflage 2013

Umschlaggestaltung: AAVAA Verlag
Coverbild:

Printed in Germany

ISBN 978-3-8459-0910-3

AAVAA Verlag , Hohen Neuendorf, bei Berlin
www.aavaa-verlag.com

Alle Personen und Namen innerhalb dieses Buches sind frei erfunden.
Ähnlichkeiten mit lebenden Personen sind zufällig und nicht beabsichtigt.

Für Biba, Cinzia und Horst –
ohne Euch wäre es nicht dieser Roman geworden

Teil 1

Kapitel 1

Leise flucht Franz Bergner vor sich hin. Als wäre es nicht unangenehm genug, dass die Straße von Kilometer zu Kilometer schmaler und kurvenreicher wird, nein, zu allem Überfluss kommt innerhalb weniger Minuten schier undurchdringlicher Nebel auf. Immer wieder zuckt sein Kopf vor den unvermittelt aus dem Nichts entstehenden Fratzen zurück. Es sind Dämonen und Gestalten aus Nebel und Schatten, die den Wagen verfolgen und begleiten, Gesichter aus der Vergangenheit, die vor seinen Augen auftauchen. Erinnerungen, die nie begraben werden konnten und Geschehnisse, die ihre Narben in ihm hinterlassen hatten. Draußen, in der Welt jenseits der Fensterscheibe, tobt ein stummer Krieg, Spiegelbild dessen, was sich in Bergners Kopf abspielt. Er beugt sich weit nach vorne über das Lenkrad, während unsichtbare Ameisen, seine ständigen Begleiter, an seiner Wirbelsäule auf und ab zu laufen beginnen.

Es war an einem kalten Februarsamstag gewesen, als er und Alexandra sich kennengelernt hatten. Wie viel zu oft war er missmutig und ohne rechtes Ziel durch die Stadt geirrt, immer auf der Suche, von der er nicht wirklich wusste, wem oder was sie galt. Und Alex? Weswegen war sie ausgerechnet an dem Tag unterwegs gewesen? Warum hatte sie genau in dem Moment zu ihm herübergesehen, als ihre Blicke sich unweigerlich kreuzen mussten?

Ganz zufällig trafen sie sich kurz darauf in einem Café wieder, er nahm all seinen Mut zusammen, ging auf sie zu, sprach sie an und siehe da: Die junge Frau schien Gefallen an einem Gespräch mit ihm zu finden. Sie plauderten über die einfachsten Dinge des Lebens und verabredeten sich für den folgenden Sonntag, gleiche Zeit, gleicher Ort. Danach noch einmal, wieder und immer wieder, das ganze Frühjahr hindurch. Die gemeinsam verbrachte Zeit wurde länger und das Vertrauen zueinander größer, bis, ja, bis sie eines Tages an den See fuhren, der „ihr“ See werden sollte.

Am Ende eines dieser Ausflüge hatte Alexandra ihm eröffnet, dass sie nicht wie sonst nach München zurückführen, sondern dass sie die Nacht in einer kleinen Pension direkt am Seeufer verbrächten, in der sie ein Zimmer für sie beide gebucht hätte...

Die Augen tränen von der Anstrengung, den Nebel zu durchdringen, seine Rückenmuskulatur verhärtet sich und in seinem rechten Oberschenkel kündigt sich ein Krampf an. Es hilft nichts, ob er will oder nicht, Franz Bergner muss die Fahrt für eine kurze Pause unterbrechen. Erleichtert hält er in einer kleinen Parkbucht an, die er erst registriert, als er fast schon daran vorbeigefahren ist. Er stellt den Motor ab, steigt aus und streckt sich. Die kalte, unangenehm feuchte Luft durchdringt in Sekundenschnelle sein Hemd und brennt wie glühende Nadeln auf der Haut, doch das stört ihn nicht.

Mit sich, den Fratzen und seinen Gedanken beschäftigt entgeht ihm, dass, nicht weit entfernt, ein anderer Wagen auf dem schmalen Bankett der Straße angehalten hat. Dessen Fahrer wartet ungeduldig darauf, dass der Mann vor ihm, halb vom Nebel verschlungen, wieder einsteigen und die Reise fortsetzen würde. Doch noch steht dieser in der Kälte und versucht, die Müdigkeit aus Körper und Geist zu verjagen, bis seine Zähne zu knirschen und zu klappern beginnen. Ein plötzlicher Windstoß packt seinen Körper und schüttelt ihn wie eine willenlose Marionette. Kein Mensch scheint unterwegs außer ihm, als wäre er der einzige Überlebende einer Apokalypse. Er möchte auf der Stelle wenden und nach München zurückfahren, dahin, wo er herkam. Doch es hilft nichts! Missmutig setzt Franz Bergner sich wieder in den Wagen und lässt den Motor wieder an.

Wenig später führt die Straße über einige serpentinartige Kurven hinauf in den Weißenburger Wald. Immer dichter wird der Nebel, wie eine Wand tut sich das Weiß vor ihm auf. Die Anspannung erzeugt Schweiß unter seinen Achseln, ein Gefühl, das er seit seiner Kindheit kennt und zutiefst hasst. Ein Zeichen der Schwäche, ein Zeichen der Angst. Etwas für Mädchen und Waschlappen, hatte sein Vater immer und immer wieder betont und ihn voller Verachtung gemustert, wenn

er schwitzend vor ihm stand, die unvermeidbaren, unabwendbaren Schläge erwartend und fürchtend.

Die Ameisen auf seinem Rücken erwachen zu neuem Leben, laufen auf und ab, auf und ab, schneller und in noch größerer Zahl als zuvor. Nur noch etwa zehn Kilometer, dann ist es geschafft.

Sie hatten sich vor dem Rathaus der Stadt verabredet, er und Hans Jakob. Der Parkplatz, auf dem Bergner den Wagen abstellt, liegt nahe der Stadtmauer, und die Wege in einem Ort wie Weißenburg sind kurz. Schnell befindet er sich im Altstadtbereich, die Gassen ziehen den Besucher sofort in ihren Bann. Trotz, oder vielleicht gerade wegen des Nebels, der auch innerhalb der Stadtgrenzen nichts von seiner Intensität verloren hat, wirkt der Ort pittoresk, aber auch geheimnisvoll und unnahbar. Ihm bleibt noch ein wenig Zeit, und so wählt Franz Bergner nicht den direkten Weg zum Treffpunkt, sondern er folgt der Wehrmauer bis zu einem der Wahrzeichen der Stadt, einem alten Stadttor, dessen Turm im tief hängenden Weiß verschwindet.

Langsam lassen die Gespenster der Vergangenheit von ihm ab, die Ameisen haben sich wieder in ihre unbekanntes Höhlen zurückgezogen, nichts mehr scheint an die Strapazen der Fahrt zu erinnern – lediglich die Schweißränder im Hemd bleiben. Er schiebt sich ein Pfefferminzbonbon in den Mund und setzt seinen Weg fort. Die Straße führt Bergner nun direkt zu dem das Stadtbild prägenden gotischen Rathaus, an das sich der Marktplatz anschließt. Einige Minuten vor der verabredeten Zeit angekommen, beschließt er, ein wenig in die andere Richtung zu schlendern, als ihn von hinten die noch immer bekannte Stimme Hans Jakobs anspricht.

Die beiden Männer begrüßen sich förmlich und distanziert, mustern einander, als versuchten sie, den jeweils anderen richtig einzuschätzen, und wenden sich dann dem Gasthaus zu, vor dem sie stehen. Als sie die schwere Holztür öffnen, werden sie von Wärme und den guten Gerüchen der einheimischen Küche empfangen. Eine dunkle Nische erscheint ihnen beiden die beste Wahl, um in Ruhe reden zu können.

Der Hans Jakob, den Franz Bergner in Erinnerung hat, war ein anderer gewesen: Dicklich, das Gesicht schwammig und von ungesund grauer Farbe, solange er sich nicht aufregte. Die kühlen, jeden und alles auf das Genaueste taxierenden Augen waren tief in dunklen Hö-

len gelegen, ohne Glanz, matt und erschöpft. Die Augen eines Mannes, der zu viele Dinge gesehen hatte in seinem Leben, zu vieles, was er nie hatte sehen wollen. Und heute? Franz Bergners Gegenüber wirkt durchtrainiert und drahtig, alles Weiche und Schlawe ist aus den Gesichtszügen gewichen. An der leichten Bräune sieht man, dass sich Jakob viel im Freien aufhält, und die Augen sind hell und wach.

Nach wenigen belanglosen Sätzen vertiefen sich die beiden Männer in die Speisekarte, treffen rasch ihre Wahl und lachen, als sie feststellen, dass sie sich für das gleiche Gericht entschieden haben.

„Wie lange ist es her, dass wir uns zuletzt gesehen haben? Gut einhalb Jahre, glaube ich, oder?“, fragt Jakob unvermittelt.

„Der fünfte September war es, als Sie Alex und mich besuchten und uns eröffneten, dass die Staatsanwaltschaft die Anklage gegen Bernd Keller aus lächerlich fadenscheinigen Gründen niederlegen würde.“

„Sie haben sich das genau Datum gemerkt? Ja, natürlich, wie auch nicht. Richtig, es war September, einer der ersten Tage, die die Ahnung des Herbstes in sich trugen.“ Und leise, als spräche er zu sich selbst, fügt er an: „Und der letzte Tag, den ich mich frei bewegen konnte ... Es war mir ein Anliegen, Ihnen persönlich mitzuteilen, dass die Ermittlungen gegen Alexandras Bruder eingestellt worden waren. Das erschien mir damals das Mindeste an Anstand zu sein, auch wenn mir eine Kontaktaufnahme mit Ihnen zuvor strengstens verboten worden war. Doch mir blieb keine andere Wahl, denn, um ehrlich zu sein, da war noch etwas, was ich von Ihnen wissen wollte – und dann doch nicht fragte.“

Diese eine Frage nicht gestellt zu haben, war ein Fehler, denn die fehlende Antwort ist mir all die Zeit nicht aus dem Kopf gegangen. Deshalb, das habe ich mir vorgenommen, als wir uns für heute verabredeten, stelle ich sie jetzt, ganz am Anfang unseres Wiedersehens, und ich bitte Sie um eine ehrliche Antwort, Herr Bergner, gleichgültig, wie sie aussehen mag: Weswegen ließen Sie und Alexandra Keller sich damals dazu missbrauchen, eine Dienstaufsichtsbeschwerde gegen mich einzureichen? Hat man Sie bedroht?“

„Wir haben keine Beschwerde gegen Sie eingereicht, Herr Jakob! Warum auch? Sie haben Ihre Arbeit getan und verhielten sich so, wie es die jeweilige Situation erforderte. Warum hätten wir uns beschweren

sollen? Wer behauptete denn, wir hätten Sie angezeigt? Von wem haben Sie diese Information?“

„Information ist gut. Ich wurde offiziell vom stellvertretenden Polizeipräsidenten zu einer Stellungnahme bezüglich der Ereignisse vorgeladen, die in dem mündeten, was Sie angeblich gegen mich vorgebracht hatten. Man legte mir sogar Ihre schriftliche Aussage vor, von Ihnen beiden unterschrieben.

Und Sie haben wirklich keine Beschwerde eingereicht? Interessant, sehr interessant – und passend ... Ich hätte Ihnen unter anderem damit gedroht, Sie zu schlagen, hätte Sie beschimpft und beleidigt, soll psychischen und physischen Druck auf Sie beide ausgeübt haben und dergleichen mehr! Das ganze Programm sozusagen.“

„Und Sie bestanden nicht darauf, uns gegenübergestellt zu werden? Wir hätten schon die Wahrheit gesagt!“

„Ich hatte keine Wahl. Vielmehr, man ließ mir keine Wahl. Man versprach mir, ich käme glimpflich davon, wenn ich kein ‚unnötiges‘ Aufsehen erregen würde! Meine Rücksichtnahme – spät aber immerhin – Ihnen und Frau Keller gegenüber, würde mir positiv angerechnet werden, hieß es. Darüber hinaus war ich nach den Ermittlungen und den frustrierenden Resultaten angeschlagen, ich war krank, hatte über Wochen keinen vernünftigen Schlaf mehr gefunden und wollte im Grunde genommen nur noch das eine: meine Ruhe ...

Doch das ist nur die halbe Wahrheit. Ich hatte damals nicht nur den Fall um die Entführung Ihrer Lebensgefährtin nicht aufklären können, nein, ich hatte alles verloren, was mein Leben bis dahin ausgemacht hatte. Denn ich hatte mich auf etwas eingelassen, wovon Sie besser nichts wissen sollten und worüber ich nicht mehr sprechen will! Sehen Sie? Schon wäre ich wieder soweit, von dem zu reden, wovon ich angeblich nichts mehr wissen will. Doch ich mache mir etwas vor, ich weiß es doch selbst. Denn hätte ich unserem Treffen ansonsten zugestimmt?“

Kapitel 2

Franz Bergner hatte mit Alexandra Liebe und Lebenslust gefunden und eine Unbeschwertheit erlebt, die er in dieser Form zuvor nicht gekannt hatte. Doch ihr gemeinsames Glück war durch Alexandras Entführung jäh zerstört worden. Ein Wechselbad der Gefühle hatte ihn während der folgenden Wochen beherrscht. Er sollte Bereiche des menschlichen Bewusstseins berühren und betreten, von deren Existenz er bis zu jenem Zeitpunkt nichts gewusst, noch nicht einmal etwas geahnt hatte, und fühlte sich manchen Tag dem Wahn näher als der Realität.

Seine Wahrnehmungen begannen sich mehr und mehr zu verschieben und zu zerfließen, er bewegte sich in nicht greifbaren Zwischenwelten, eine Bewusstseinssebene vermengte sich mit einer anderen und noch einer und noch einer. Seine Vergangenheit bahnte sich einen Weg an die Oberfläche und es kam ans Tageslicht, was Jahrzehnte im Verborgenen über ihn geherrscht hatte. Er traf auf Personen, die nicht existierten und doch real waren. In seinem Kopf spielten sich Dinge ab, die wirklicher waren als all das, was um ihn herum geschah; er taumelte, stolperte und drohte, von einer Lawine aus Wahnvorstellungen mitgerissen und erstickt zu werden.

Hans Jakob und sein Team indes waren mit Auffinden und Befreiung der Entführten betraut worden. Sie arbeiteten fieberhaft, doch so sehr sie sich auch mühten, es fanden sich keine Spuren zum Aufenthaltsort der Verschwundenen, keine Hinweise auf Täter oder Alexandras Verbleib. Es schien, als wäre die junge Frau buchstäblich vom Erdboden verschluckt worden.

Dafür mehrten sich die wildesten Gerüchte, die Jakob selbst betrafen, so geschickt lanciert, dass er gegen nichts und niemanden eine Handhabe hatte. Und sie zeigten ihre Wirkung: Hans Jakob stand alldem hilf- und machtlos gegenüber, ohne die Möglichkeit, sich zu wehren, geschweige denn, sich davon zu befreien. Langsam aber sicher verlor er den Rückhalt seiner Vorgesetzten und das Vertrauen selbst seiner engsten Mitarbeiter. Das war das vielleicht Schlimmste: Zu sehen, wie die Kollegen an ihm zu zweifeln begannen.

Damals keimte in ihm so etwas wie eine Ahnung dessen auf, was nur Wochen später Gewissheit werden sollte. Er hatte eine Grenze überschritten, hatte sich zu weit gewagt und nun bekam er die Quittung. Lose Enden, wohin er blickte, Abgründe, wo immer er eine Frage stellte, ein Chaos aus Lügen, Verrat, Intrigen und Selbstbetrug, und er selbst schlaflos, planlos, kraftlos.

Kein einziger Tag war in all den Wochen dabei gewesen, an dessen Ende Hans Jakob auch nur einigermaßen zufrieden hätte nach Hause gehen können in dem Gefühl, einen Schritt vorangekommen zu sein.

Dass die junge Frau sich selbst aus den Händen der Entführer hatte befreien können, bedeutete für ihn Erleichterung, natürlich, keineswegs aber Genugtuung. Er hatte versagt, es war ihm nicht gelungen, den Fall aufzuklären. Dass die Täter letztendlich doch ermittelt werden konnten, war mitnichten sein Verdienst oder das seiner Mitarbeiter gewesen. Es war Zufall gewesen – oder doch eine letzte, bewusste Provokation derer, die hinter alldem steckten?

Den bittersten Geschmack jedoch hatten der weitere Verlauf und der willkürlich angeordnete Abschluss der Untersuchungen in ihm hinterlassen: Weder der vordergründige Drahtzieher des Verbrechens, Bernd Keller, Alexandras eigener Bruder, noch dessen für die Qualen der Frau verantwortliche Handlanger konnten dingfest gemacht werden. Beiden war, auch das, und davon war Jakob überzeugt, von außen gesteuert, unter äußerst dubiosen Umständen die Flucht gelungen. Rechtzeitig, bevor die ersten sie wirklich belastenden Unterlagen aufgetaucht waren, bevor Jakob hatte handeln können, und ihre Spuren verloren sich in Südamerika.

Hans Jakob hatte sich mit Kräften angelegt, derer er niemals Herr werden konnte. Der Fall um Alexandra Keller, so dramatisch er auch verlief, war lediglich Kulisse für das gewesen, was dahinter vorging, und am Ende gab es nur einen Sieger. Er war es nicht.

Was folgte, waren Anschuldigungen, Demütigungen und Verleumdungen, Schuldzuweisungen und Anklagen – ihm gegenüber, nicht gegenüber denjenigen, die für das Vertuschen der Wahrheit verantwortlich gewesen waren. Man raubte ihm nicht nur die Ehre, man

nahm ihm seinen Verstand, seinen Willen und sein Leben. Dann sperrte man ihn ein und machte ihn mundtot.

Nur mühsam und durch glückliche Fügungen war es ihm letzten Endes gelungen, sich zu retten und wieder ins Leben zurückzufinden. Er ließ seine Vergangenheit hinter sich, die nun, an einem grauen Februartag, plötzlich und in Gestalt von Franz Bergner erneut vor ihm steht.

Kapitel 3

Schweigend beenden die beiden Männer ihre Mahlzeit. Als sie die Teller beiseitegeschoben haben, beginnt Hans Jakob erneut das Gespräch.

„Wie geht es Ihrer Frau und Ihrer Schwägerin?“

„Karin hat das Haus verkauft – zu viele schlechte Erinnerungen klebten noch daran. Außerdem hat Bernd Keller ihr einen Schuldenberg hinterlassen; mit dem Erlös des Hauses konnte sie zumindest einen Teil davon tilgen. Wir haben ihr geholfen, eine Wohnung ganz in unserer Nähe zu finden. Die beiden Kinder, Franziska und Lukas, wirken wie befreit, seit ihr Vater fort ist. Und Alex ...

Bevor Sie fragen: Alex, Karin und die Kinder gehen nach wie vor zur Therapie, und ich hoffe sehr, dass sie das Schlimmste irgendwann überwunden haben werden. Vor allem Alexandra: Sie erinnern sich noch daran, wie sie begann, von Händen zu reden, über Hände zu lesen, Hände zu zeichnen und Hände zu fotografieren? Es wurde zu einer wahren Manie. Sie besorgte sich an Literatur zu dem Thema, soviel sie nur finden konnte. Stunden- und nächtelang sprach sie von nichts anderem als von diesen gottverdammten Händen, die sie berührt, die sie gequält und ihr so großes Leid zugefügt haben.

Wissen Sie, was man an und in Händen alles ablesen kann? Worauf man bei Händen achten muss, will man den wahren Menschen dahinter erkennen? Was könnte ich Ihnen hier und jetzt nicht alles erzählen – egal.

Sie kam über all das, zumindest oberflächlich, hinweg, unter anderem, indem ich ihr ... nein, es würde zu weit führen, Sie mit diesen Details zu langweilen. Dafür bin ich nicht gekommen, dafür ist die Zeit zu knapp, die ich mit Ihnen habe. Ja, Alex, Karin und die Kinder werden noch immer psychologisch betreut, und ich bin froh darum. Denn unser Leben ist nach wie vor nicht einfach, das können Sie mir glauben! Vor allem in den ganz dunklen Stunden, die immer wieder kommen, oft aus heiterem Himmel, ohne Vorwarnung, ohne Rücksicht auf Zeit und Ort. Es ist wohl noch ein langer Weg bis zum Ziel, wenn wir es denn jemals erreichen, aber wir alle arbeiten daran.“

Hans Jakob nickt – wenn er etwas kennt, dann ist es die Notwendigkeit, ständig an sich arbeiten zu müssen, um zu überwinden, was unüberwindlich erscheint.

Als Hans Jakob auf die Toilette geht, bleibt sein Blick an einem der wenigen noch besetzten Tische hängen. Der Gast beugt sich tief über eine Zeitung, als Jakob zu ihm hinübersieht. ‚Merkwürdig!‘, denkt er im Weitergehen, ‚Irgendwie kommt mir dieser Mann bekannt vor.‘

Er ignoriert die Tür zu den WCs, tritt hinaus auf den Innenhof der Gaststätte, stellt sich in die Kälte und atmet tief durch. Er weiß, dass ihn das Treffen mit Franz Bergner wieder in die Zeit vor über einem Jahr hineinziehen wird, und spürt, dass er bereits jetzt, nach gerade einmal einer einzigen gemeinsamen Stunde, kurz davor ist, den Halt unter den Füßen zu verlieren. Es beginnt schon wieder, er sieht schon Gesichter, die er nicht sehen, hört Stimmen, die er nicht hören sollte, und lässt zu, was er nie mehr hatte zulassen wollen.

Jakob lehnt sich an die kalte Mauer, um die Hitze seines Körpers abzuleiten und sich von der Enge in sich zu befreien. Automatisch und ohne darüber nachzudenken, zündet er sich eine Zigarette an. ‚Der Mann in der Gaststube – ich kenne ihn! Irgendwo ist er mir schon begegnet. Und ausgerechnet heute, da Bergner mich besuchen kommt, stoße ich auf diesen Menschen, dessen Anblick obskure und negative Gefühle in mir weckt? Ein Zufall? Was, wenn ich diesem Mann an einem anderen Tag begegnet wäre, an dem ich nicht mit der Vergangenheit konfrontiert wurde? Wäre ich an ihm vorbeigegangen, ohne ihn zu beachten? Vielleicht ist es so, vielleicht bin ich ihm hier in Weissenburg bereits über den Weg gelaufen. Beim Einkaufen, beim Spazierengehen, irgendwo, ohne ihm Beachtung geschenkt zu haben, weil nichts da war, was ich mit ihm hätte assoziieren können.

Was aber, wenn er es tatsächlich wäre? Wenn es nun eben kein Zufall ist, dass er hier sitzt in dem Lokal, an einem Platz, der es ihm ermöglicht, Bergner und mich zu beobachten? Verdammte ...‘

Die Gedanken an die Vergangenheit beginnen vehement und un-nachgiebig, Unruhe in seinem Kopf zu verbreiten.

Als er an den Tisch zurückkehrt, ist der Fremde verschwunden, und nun beginnt Hans Jakobs Magen, zu rebellieren. ‚Nur nichts anmerken

lassen', ermahnt er sich, ‚alles ist in Ordnung. Der Mann ist fort, du hast dich getäuscht. Alles ist in Ordnung!‘

„Sie haben sicherlich nicht um das Treffen gebeten, um lediglich mit mir zu Mittag zu essen und zu plaudern! Also Herr Bergner, raus mit der Sprache: Was ist los, was ist passiert?“

„Sie haben natürlich recht. Ich will auch gar nicht lange darum herumreden, Herr Jakob: Karin hat vor etwa drei Monaten ein Schreiben aus Südamerika bekommen. Hier. Wir haben es übersetzen lassen. Lesen Sie selbst.“

Hans Jakob nimmt den mehrfach gefalteten Brief in die Hände, dünnes Papier, das sich seltsam rau anfühlt. ‚Eindeutig eine Qualität, die in Europa wohl schwer zu bekommen ist‘, fällt ihm auf, noch ehe er sich den Inhalt näher ansieht. Er überfliegt den amtlichen spanischen Text nur kurz, um dann zur Übersetzung zu greifen. Aufmerksam liest er, faltet das Schreiben danach wieder ordentlich zusammen und legt es zurück auf den Tisch.

„Dann ist er also gestorben, bei einem Autounfall. Schade, denn insgeheim hatte ich gehofft, Bernd Keller könnte letztendlich doch noch seiner gerechten Strafe zugeführt werden. Tja, manchmal ist es eben so im Leben. Und nun, was kann ich also für Sie tun? Ich meine – damit ist die Sache für Sie ja endgültig ausgestanden, oder täusche ich mich da?“

„Anhand dieses Schreibens möchte man meinen, dass dem so ist, da stimme ich Ihnen zu – nur haben wir unsere Zweifel, und deshalb bin ich auch zu Ihnen gekommen. Hören Sie zu:“

Franz Bergner beugt sich etwas nach vorne und beginnt zu erzählen.

„Nein, Herr Bergner, das ist nicht Ihr Ernst, oder?“

„Um ehrlich zu sein: doch! Wir hatten gehofft, dass Sie ...“

„Das ist ja absurd! Ich? Ausgerechnet ich soll ...? Wie kommen Sie denn auf eine solche Idee? Vergessen Sie es! Dieser Plan ist Irrsinn, ob mit oder ohne meine Hilfe! Schlagen Sie sich das aus dem Kopf! Es wäre Wahnsinn, einfach so nach Südamerika zu fliegen und auf eigene Faust Ermittlungen anzustellen! Wie stellen Sie sich das denn über-

haupt vor? Wie sollte das funktionieren? Nein, das kann, das darf nicht Ihr Ernst sein!“

Franz Bergner schüttelt resigniert den Kopf. Auf eine solch kompromisslose, vehemente Ablehnung war er nicht vorbereitet gewesen. Er hatte sich durchaus Chancen auf Erfolg ausgerechnet, als Jakob einem Treffen zugestimmt hatte, und war davon ausgegangen, dass sich sein Gegenüber die während vieler schlafloser Nächte gereiften Pläne zumindest in Ruhe anhören wollte, doch danach sieht es nicht aus. Indes: Soll er tatsächlich schon aufgeben? Jetzt, nachdem er eben erst begonnen hat zu erläutern, worum es geht? War er tatsächlich gekommen, um sich mit der ersten Ablehnung ins Boxhorn jagen zu lassen? Bis zu diesem Punkt wären sie während eines Telefonats allemal gekommen. Gäbe er sich damit zufrieden, hätte er nicht bis nach Weißenburg fahren müssen. Er will gerade zu einer weiterführenden Argumentation ansetzen, als die Bedienung an den Tisch tritt, um zu kassieren.

Bevor sie das Gasthaus verlassen, nimmt Jakob die Frau beiseite und fragt, ob sie den Herrn gekannt hätte, der da einige Tische weiter, in seine Zeitung vertieft, gesessen war. Doch sie schüttelt nur den Kopf. „Ein auswärtiger Besucher vermutlich. Denn wenn er von hier wäre, würde ich ihn zumindest vom Sehen her kennen. Einäugige gibt es hier ja nicht so viele!“

Einäugig? Wie ein Dolch fährt die Bemerkung in Jakobs Glieder. Der Mann war einäugig gewesen? Das war ihm nicht aufgefallen. Wie auch, der Fremde hatte viel zu intensiv in die Zeitung gestarrt – jetzt weiß der ehemalige Polizist auch weswegen, und die Ahnung verdichtet sich zur Befürchtung.

„Ein Tourist? Heute? Bei dem Wetter?“

„Na, geht es Ihnen anders? Sie haben doch auch Besuch!“

Die beiden Männer treten hinaus ins Freie. Der Nebel hat sich etwas gelichtet, zumindest schemenhaft lassen sich die Kirchtürme erkennen. Böiger, kalter Wind treibt die Nebelschwaden durch die Straßen und Gassen, die Feuchtigkeit ist durchdringend. Hans Jakob indes scheint nichts davon zu spüren, trotz seiner offen stehenden Regenjacke.

„Lust auf einen Spaziergang mit Fred, meinem treuen Begleiter einsamer Stunden?“, richtet er nach wenigen Metern das Wort an Bergner, ohne eine Antwort abzuwarten. „Ich hab ihn in der Wohnung gelassen, und jetzt wird es Zeit für ihn, sich etwas auszutoben. Schon als Kind habe ich mir nichts sehnlicher gewünscht als einen Hund. Aber meine Eltern waren auf dem Ohr taub. Später hatte ich niemals die Zeit und erst recht nicht die Zuverlässigkeit, die ein Tier benötigt. Als ich hierher gezogen war, war es eines der ersten Dinge, mir einen vierbeinigen Gefährten zuzulegen ... so, hier sind wir schon.“ Sie bleiben vor einem renovierten Altstadtthaus stehen, nur wenige Seitenstraßen vom Marktplatz entfernt. Unterwegs hatte sich Hans Jakob unauffällig zwei-, dreimal umgesehen, doch die Stadt scheint bei dem unfreundlichen Wetter menschenleer zu sein.

Zu dritt, die beiden Männer und der junge, noch schlaksig wirkende, hochbeinige Schäferhund, machen sie sich auf den Weg in Richtung der bewaldeten Hügel im Süden der Stadt. Nachdem sie die letzten Häuser hinter sich gelassen haben, befreit Jakob den Hund von der Leine. Sofort folgt Fred einer Spur, die ihn direkt in den Wald führt. Doch auf einen kurzen Pfiff lässt er davon ab, kommt zu den Spaziergängern zurück und geht neben seinem Herrn bei Fuß.

„Der folgt aber gut. Respekt! Dabei wirkt er noch so jung!“

„Ist er auch!“, bestätigt Jakob. „Noch keine zwei Jahre alt, der Kerl. Aber ich kann keinen Begleiter gebrauchen, der nicht pariert, und deshalb ...“ Mit einer Handbewegung bedeutet er Fred, dass er wieder laufen darf, was dieser mit kurzem, dankbarem Bellen quittiert.

Als sie an einem Parkplatz oberhalb der Stadt ankommen, reißt der Nebel langsam auf. Der Blick öffnet sich durch kahle Bäume hindurch auf Stadt und Umland, und vereinzelte Sonnenstrahlen streifen die Dächer unter ihnen.

„Sehen Sie, hier findet sich wieder, was ich an diesem Ort so liebe: dieses Gefühl der Weite, das sich auftut, sobald man auch nur eine halbe Stunde unterwegs ist. Das begegnet mir tagtäglich, egal, in welche Richtung Fred und ich uns aufmachen. Das Leben hier ist so anders als in einer Großstadt; langsamer, bedächtiger, irgendwie bewusster – so empfinde ich es zumindest. Und mit jedem Moment, da

mir das Angenehme dieser langsameren Lebensweise bewusst wird, kommt es wieder, das Gefühl der Erleichterung, und die Erkenntnis, dass es die Münchner Hektik hier nicht, vielleicht noch nicht gibt.“

„Da mögen Sie recht haben. Ein wirklich schöner Platz – es fehlt nur noch ein hübsches Café, nicht wahr?“ Franz Bergner deutet auf das leer stehende, sanierungsbedürftige Haus schräg hinter ihnen, jenseits einer schmalen Straße, die über enge Kurven hinunter nach Weißenburg führt.

„Tja, das wiederum sind unter anderem die Nachteile einer Kleinstadt!“, erwidert Hans Jakob, „Wie Sie sehen, war es ja auch einmal ein Ausflugslokal. Doch heute ist es anscheinend nicht rentabel, hier ein Café oder eine Wirtschaft zu betreiben. Aber kommen Sie, ich zeige Ihnen etwas anderes!“ Damit lassen die beiden Männer den Parkplatz hinter sich, überqueren die Straße und erklimmen eine steile, in den Boden gegrabene und mit Rundhölzern gefasste Treppe, die vor einer hölzernen Wand inmitten des Waldes endet.

„Das ist unser ‚Bergwaldtheater‘. Jeden Sommer finden hier kulturelle Veranstaltungen statt, sofern das Wetter es zulässt!“ Die beiden Männer treten durch ein geöffnetes Tor. Eine Naturbühne wie aus dem Bilderbuch tut sich vor ihnen auf, umsäumt und durchsetzt von mächtigen, alten Bäumen, an der Bühnenseite begrenzt von einem fast senkrechten Abhang als malerischer Kulisse. „1929 wurde das Theater in seiner heutigen Form gegründet, und seither gibt es hier, in diesem ehemaligen Steinbruch, regelmäßig Aufführungen. Theater gespielt wurde auf diesem Gelände übrigens schon lange davor!“

Franz Bergner zeigt sich beeindruckt. „Donnerwetter, ist das schön! Es ist sicherlich ein Erlebnis, hier an einem Theaterstück oder einem Konzert teilzunehmen, als Künstler ebenso wie als Zuseher! Fantastisch – das muss ich mir merken!“

„Ja, es ist wirklich großartig, hier oben Kultur zu erleben. Und bei entsprechendem Wind kann man unten in der Stadt die Musik sogar mithören. Das ist wunderbar, einfach nur wunderbar!“

Nach Verlassen des Theaters wendet sich Hans Jakob wieder seinem Begleiter zu: „Aber sagen Sie, Herr Bergner, hatten Sie allen Ernstes

gedacht, ich würde mit Alexandra und Karin nach Südamerika fliegen und dort Erkundigungen einholen?“

„Nun ja – so ähnlich hatten wir es uns tatsächlich vorgestellt. Schauen Sie – Sie kennen die Details zu dem Fall wie kein anderer und haben die Erfahrung, wie Ermittlungen dieser Art anzustellen sind! Sie wissen, wie man die Sache angeht, wie man mögliche Zeugen findet und befragt, um etwas herauszufinden ... Egal, ich verstehe Ihre Einstellung, auch wenn ich zugegebenermaßen enttäuscht bin. Vermutlich waren wir in unserer Hoffnung zu naiv. Aber tun Sie mir einen Gefallen: Lassen Sie mich nicht ganz ohne Erfolg nach Hause fahren, Herr Jakob! Geben Sie mir zumindest einen Tipp: Sicherlich kennen Sie jemanden, der uns helfen könnte, oder? Einen Kollegen zum Beispiel, der Erfahrungen mit südamerikanischen Behörden hat. Es gibt doch die entsprechenden Abteilungen bei der Polizei. Kennen Sie niemanden, der ...“

„Ich fürchte, da müssten Sie sich an das Auswärtige Amt wenden. Haben Sie es dort überhaupt schon probiert?“

Franz Bergner nickt. Natürlich hatten sie das, doch die Antwort war nicht sehr ermutigend gewesen.

„Und was ist mit einer Überführung der sterblichen Überreste nach Deutschland? Dann könnte man immerhin anhand einer DNA-Probe feststellen, ob es sich bei dem Toten tatsächlich um Bernd Keller handelt! Wobei: Das müsste doch auch in Südamerika zu bewerkstelligen sein, oder nicht?“

„Ach so – das stand nicht in dem Schreiben, richtig, und ich hatte es nicht erwähnt. Bernds Auto samt Insassen kam, wie aus einem Polizeibericht zu entnehmen war, den wir nach mehrmaligem Nachfragen erhalten hatten, von der Landstraße ab und stürzte in einen See. Ohne Fremdbeteiligung, hieß es. So verlor Keller gemäß offiziellen Angaben sein Leben.

Eine Bergung des Wracks oder der Leiche wäre nicht möglich, lautete es. Das Ufer sei ausgerechnet genau an der Stelle unzugänglich, das ganze Unterfangen zu aufwendig beziehungsweise technisch überhaupt nicht machbar, beschied man uns seitens der zuständigen Behörden. Zudem hätte man die benötigten Gerätschaften nicht vor Ort und so weiter und so fort. Kurz und gut: Wir haben nicht den Ein-

druck, dass das Interesse dort groß ist, das Wrack zu bergen. Und jetzt, Herr Jakob, jetzt kommen wir zum wirklich spannenden Teil. Denn falls das alles tatsächlich zuträfe, dann wäre dies der ideale Platz für die Inszenierung eines solchen Unfalls! Auch das ist ein Grund, direkt vor Ort zu sein und zu versuchen, eine Hebung des Fahrzeugs möglich zu machen. Natürlich ohne die Sicherheit, darin auch wirklich eine Leiche zu finden. Diese könnte aus dem Wagen gespült worden sein – oder aber sie war nie darin gewesen!“

Hans Jakob hebt die Brauen, seine Augen sind jetzt hellwach. „Sie sprechen von einer Inszenierung? Davon also, dass Keller nie in dem Wagen gewesen wäre? Weswegen sollte es nicht wirklich so sein, wie Ihnen von amtlicher Seite mitgeteilt wurde? Warum zweifeln Sie am Tod Bernd Kellers?“

„Es gibt Indizien, die gegen seinen Tod sprechen. Indizien, die einerseits nicht wegzudiskutieren, andererseits aber auch nicht nachhaltig belegbar sind – nicht mit unseren Mitteln, nicht von hier aus! Und davon abgesehen, egal ob inszeniert oder nicht: Alex und Karin wollen endlich, und das, finde ich, ist nicht weniger als ihr gutes Recht, Gewissheit!“

Hans Jakob nickt bedächtig. Verständlich ja, denkt er bei sich. Doch rechtfertigt das den absurden Plan, selbst vor Ort tätig zu werden? Sind Verzweiflung, Angst und Ungewissheit so groß? Oder steckt doch mehr dahinter, als Bergner ihm bisher anvertrauen will? Was mögen das für Indizien sein, die sein Gast andeutet und doch nicht konkretisiert? Warum zögert er, sie vor ihm zu benennen? Traut er ihm doch nicht in dem Maße, sich vollständig zu öffnen? Weswegen aber hat Bergner dann um das Treffen gebeten? Erneut kommt ihm der Unbekannte aus dem Lokal in den Sinn.

Es geht auf 16:00 Uhr zu, als die beiden den Rückweg in die Stadt antreten. Von Westen her zieht eine bedrohlich wirkende Wolkenwand auf und kommt rasch näher. Innerhalb weniger Minuten verdunkelt sich der Himmel über ihnen.

„Das sieht nicht gut aus – es wird Regen geben, und so kalt, wie es ist ... Ich weiß nicht, ob es klug von Ihnen wäre, sich jetzt auf die Heimfahrt zu machen, Herr Bergner.“

„Ach was, so schlimm wird es schon nicht kommen!“

„Täuschen Sie sich nicht! Eisregen kann tückisch sein, vor allem im Weißenburger Wald. Überlegen Sie gut, was Sie tun.“

Und als hätte es einer Bekräftigung dieser Worte bedurft, beginnt es genau in diesem Moment zu regnen. Auf dem vom Nebel kalten Boden gefrieren die Tropfen sofort, der Asphalt verwandelt sich innerhalb von Sekunden in eine einzige Eisplatte, und nur mit Mühe erreichen sie Jakobs Wohnung.

„Das war's dann wohl mit Ihren Plänen, heute noch nach München zurückzufahren. Kommen Sie, rufen Sie Alexandra an und geben Sie ihr Bescheid, dass Sie eine Übernachtung dranhängen müssen!“

„Da wird mir wohl nichts übrig bleiben, fürchte ich. Welches Hotel können Sie mir empfehlen? Den Gasthof, in dem wir zu Mittag gegessen haben?“

„Ach was, Sie bleiben hier bei mir! Platz ist in der Wohnung genug, und wenn Sie nicht allzu anspruchsvoll sind, was Ihren Schlafplatz angeht ... Vorausgesetzt, Sie sind einverstanden mit diesem Vorschlag!“

„Was ist nur in mich gefahren?“, fragt sich Hans Jakob im Stillen, kaum hat er das Angebot ausgesprochen. „Weswegen biete ich diesem fast Fremden an, bei mir zu übernachten? Ist es die monatelange Einsamkeit? Sind es Schuldgefühle? Oder ist es meine verdammte Neugier?“ Doch die Einladung ist bereits ausgesprochen, und dankbar nimmt Franz Bergner an.

Unter dem Wasserstrahl der Dusche erwacht in Franz Bergner die Erinnerung an jenen Abend in der Pension am See zu neuem Leben. Das Glücksgefühl, das ihn regelrecht überflutet hatte, als Alex auf ihn und ihre erste gemeinsame Nacht wartete, kehrt zurück, die geradezu kindliche Unbeschwertheit des Frischverliebtseins und schier grenzenlose Vorfreude auf das kommende Leben.

Er sieht sie im Schneidersitz auf dem Bett sitzen, als er aus dem Bad des Hotelzimmers tritt, noch nass und nur ein Handtuch um seine Hüften gewunden. Nackt, vollkommen nackt sitzt sie da, die Augen geschlossen, das Gesicht dem Fenster zugewandt, als wolle sie die

letzten Sonnenstrahlen des Tages auffangen. Als sie ihn bemerkt, öffnet Alex die Augen, lächelt ihn an, erhebt sich, geht auf ihn zu und stellt sich vor ihn. Sie küsst ihn sanft auf den Mund und nimmt ihm das Tuch ab. Ihre Hände gleiten über seine Haut, ein Gefühl, wie er es noch nie zuvor empfunden hatte. Die Fingerspitzen wandern über seine Schultern, den Brustkorb, den Bauch und weiter nach unten. Ein Arm umfasst ihn, ihre freie Hand bewegt sich voran, greift nach seiner, um diese um ihre Taille zu legen, auf dass er sie spüre wie sie ihn, er fühlt die Wärme ihres Körpers, saugt ihren Duft ein ...

Es hätte so wunderschön werden können, und doch hatte sich irgendetwas in ihm gegen das Kommende gestemmt. Dabei hatte er sich genau diese Situation wochenlang von ganzem Herzen gewünscht und herbeigesehnt. Seine schlaflosen Nächte, die unruhigen Stunden, seine Unkonzentriertheit, all das war mit seiner Lust auf diese Frau zu erklären gewesen. Doch als Alex bereit war, ihm genau das zu geben, wonach er sich seit ihrem Kennenlernen verzehrt hatte, da wehrte sich etwas in ihm gegen jegliche Art der Zärtlichkeit, gegen jegliche Art der Zuneigung.

Es sei nicht schlimm, hatte sie ihm lächelnd versichert, als sie merkte, was in ihm vorging. Sie hätten Zeit, unendlich viel Zeit, das zu tun, was sie tun wollten. Er dürfe sich nicht unter Druck setzen, sie müssten nichts machen, wozu er noch nicht bereit sei. Doch eben diese Zeit hatten sie nicht, denn als er soweit gewesen wäre, all das zuzulassen, wovon diese Minuten im Hotel eine Ahnung vermittelt hatten, da ...

Energisch stellt Franz Bergner das Wasser ab, um die ewigen Bilder der Vergangenheit zu verscheuchen.

„Es ist, wie es ist“, denkt er bei sich. Es läuft gut zwischen ihm und Alex, und sie führen ein angenehmes Leben, wären, ja, wären da nicht diese verfluchten Tage eineinhalb Jahre zuvor.

Kapitel 4

Im Zwielight des frühen Abends zündet Hans Jakob eine Kerze auf dem kleinen Tisch im Wohnzimmer an.

„Bei Kerzenlicht kann man besser denken – das hat mein Vater immer behauptet, zum Leidwesen meiner Mutter. Vor allem, weil mein Bruder und ich diesen Spruch gerne als Vorwand nahmen, noch spät-abends in unserem Zimmer bei Kerzenlicht zu lesen und uns zu unterhalten.“

„Ist ihr Bruder älter als Sie oder jünger?“

„War, Herr Bergner, war. Er starb zwölfjährig – ich war damals elf, und viele hielten uns für Zwillinge, so ähnlich waren wir uns. Immer wieder ertappe ich mich auch heute noch bei der Frage: ‚Was würde Rudi dazu sagen, wenn er das sähe?‘ Oder: ‚Wie würde Rudi über dies oder jenes denken?‘

Wir hielten immer zueinander, egal was passierte, und machten fast alles gemeinsam. In der Hinsicht waren wir vielleicht tatsächlich wie Zwillinge. Nur eines unterschied uns wirklich voneinander: Rudi war einäugig. Er kam mit nur einem Auge zur Welt.“

„Woran ist er gestorben?“

„An Hirnhautentzündung, so hieß es, und es war ein kleines Wunder, dass ich mich nicht angesteckt hatte. Die Wochen, während derer er um sein Leben kämpfte und die Zeit nach seinem Tod waren schwer für mich und meine Eltern ... Da war plötzlich eine unendliche Stille, eine grausame Leere in uns und um uns, unbeschreiblich, unbegreiflich und unfassbar. Dennoch zerbrach unsere Familie nicht daran. Meine Eltern gaben nicht auf, und Rudi stand nicht trennend zwischen uns, wie man es so oft bei ähnlichen Schicksalsschlägen hört, sondern er blieb bei uns, blieb das Bindeglied zwischen uns, die wir ihn verloren hatten.

Manchmal während der Polizeiarbeit, wenn ich übermüdet war, wenn der Druck schier übermächtig wurde und ich zu lange und zu angespannt gearbeitet habe, schlich Rudi sich in meine Gedanken. Dann war mir so, als betrachte er an meiner Stelle das, was ich gerade vor mir hatte oder täte das, woran ich gerade arbeitete, und in solchen Momenten meinte ich wirklich, ein anderer Mensch zu sein. Ist das

nicht eigenartig? Aber was frage ich: Sie wissen, was ich meine! Ich glaube, niemand, der es nicht selbst schon erlebt hat, kann dieses Gefühl nachempfinden, dieses Abgleiten in ein anderes Ich, das einem vollkommen fremd und zugleich absolut vertraut ist. Es ist wie eine Metamorphose, die man durchlebt, oder wie würden Sie das beschreiben? Na, was soll's ... So, jetzt habe ich Durst! Wie sieht es aus, Herr Bergner: Sie müssen nicht mehr fahren! Darf es für Sie auch ein Bier sein?“

Eine Stunde später tobt ein spätwinterliches Gewitter über der Stadt. Der Sturm rüttelt an den Fenstern und lässt die Flamme der Kerze leicht erzittern. Leise, kaum hörbar, hat Franz Bergner das Wort ergriffen. „Die Vergangenheit ist nichts, was sich auf Befehl aus- oder einblenden lässt. Genau das, wenn schon nichts anderes, ist die Lehre, die ich aus dem Sommer des vorletzten Jahres mitnahm. Ich habe es am eigenen Leib erfahren müssen. Das, was man, bewusst oder unbewusst, in den tiefsten Tiefen seiner Seele und seines Gedächtnisses vergraben hat und bedeckt hält, lässt sich nicht bändigen! Es führt sein eigenes Leben, kommt und geht, wann und wie es will. Wir können es nicht steuern, es ist nicht zu manipulieren oder zu beeinflussen; und was daraus entsteht, ist nicht absehbar.“

Jakob stimmt wortlos zu. Zu viele Nächte war er schon wach gelegen, als sich die Gespenster seiner Vorgeschichte zwischen Bewusstsein und Schlaf zwängten und keine Ruhe gaben. Zu nah war er selbst an die Schwelle herangetreten, ab der es kein Zurück mehr geben mochte. Und zu oft hatte er in seinem Berufsleben Menschen mit ihrer Vergangenheit ringen sehen, die ihren Kampf letzten Endes verloren geben mussten.

„Erinnern Sie sich noch, Herr Bergner? Wie Sie in dem Verhörraum vor mir saßen und von Ihrer Kindheit erzählen wollten? Sie meinten, mir etwas erklären zu müssen, doch Sie kamen nicht mehr dazu! Jetzt aber haben wir Zeit, uns wird hier und heute niemand stören – die Gelegenheit kommt vielleicht nicht wieder.“

Und obwohl er bisher lediglich Alexandra Einblick in seine Jugend gewährt hatte, ist Franz Bergner an diesem Abend tatsächlich bereit,

Hans Jakob gegenüber etwas aus den Jahren preiszugeben, die ihn für sein weiteres Leben geprägt hatten. Diesem Zuhörer gegenüber wird er ohne Rücksichtnahme, ungeschminkt und unzensiert berichten können und müssen, denn dem, den er vor sich hat, war schon weit mehr zu Ohren gekommen, als er zu erzählen hat. Und dann beginnt er seine Geschichte.

„Alex weiß viel von mir, von meiner Kindheit und Jugend. Ich habe ihr die einfache Arbeitersiedlung geschildert, in der ich aufwuchs, habe von meinen Schwierigkeiten erzählt, mich in der Schule zu integrieren, von den Irrungen und Wirrungen, bis ich meinen Weg ins wirkliche Leben gefunden hatte. Doch einiges davon habe ich bisher noch niemandem gegenüber offenbart, selbst ihr nicht.

Ich brachte es beispielsweise nicht übers Herz, Alexandra zu erzählen, wie es ist, als Siebenjähriger, vor Ohrenschmerzen geradezu gelähmt, nachts ins elterliche Schlafzimmer zu stolpern, auf der Suche nach Trost und Hilfe, um dort miterleben zu müssen, wie der Vater die Mutter vergewaltigt. Und er tut das, ohne sich auch nur im Geringsten darum zu kümmern, dass der Sohn dabei zusieht, heulend vor Angst und Schmerz.

Diese Nacht ist noch immer präsent in meiner Erinnerung: Stundenlang hatte ich mich in meinem Bett hin- und hergewälzt, nichts sehnlicher erhoffend, als dass Mutter mein Leid ahnen und nach mir sehen würde. Ich quälte mich, bis Eiter, eine gelbe, zähe, übel riechende Flüssigkeit aus meinem Ohr rann und der Schmerz unerträglich geworden war. Nur aus Angst, unendlicher Angst davor, mein Kopf würde platzen, wagte ich es, den verbotenen Raum, denn das war das Schlafzimmer meiner Eltern für mich, zu betreten und mitzerleben, was er ihr antat. Selbst als sie mich bemerkt hatten, ließ mein Vater nicht ab von seinem Tun!

„Hör auf“, hatte meine Mutter ihn angefleht, „nicht vor dem Kind!“ „Stell dich nicht so an, der hält das schon aus!“ war seine einzige Erwiderung, herausgestoßen zwischen Grunzen, das er von sich gab. Ich sehe ihn noch immer vor mir, fett, brutal und widerlich keuchend, und meine Mutter unter ihm, verzweifelt bemüht, sich aus seiner Umklammerung zu befreien. Mein Gott, was war das für ein grauenhafter

Anblick! Dennoch konnte ich das Schlafzimmer nicht verlassen, konnte ich meine Augen nicht abwenden von dem, was da geschah. Wie versteinert stand ich vor dem Bett. Die nackten Leiber meiner Eltern im Kampf miteinander, das Flehen, das Stöhnen, das rasende Klopfen im Ohr und im Kopf, das Stechen und Hämmern des Schmerzes, die zähe, stinkende Flüssigkeit, die meine Wange hinablief, die glühende Hitze des Fiebers ... bis mir schwarz vor Augen wurde und ich umkippte.

Am nächsten Morgen, immerhin, ging meine Mutter mit mir zur Siedlungspraxis. Eines der wenigen Male, da sie es für nötig hielt, mich untersuchen zu lassen, wenn ich krank war – und ich war oft krank als kleines Kind, das können Sie mir glauben!

Der Doktor war ein alter, grober Militärarzt, dem jegliches Feingefühl fremd war. Er stieß sein Instrument in mein Ohr und bohrte darin herum, bis ich vor Schmerz aufschrie und erneut das Bewusstsein verlor.

Als ich wieder erwachte, lag ich in einem kleinen Nebenraum des Behandlungszimmers und meine Mutter saß neben mir. Das unablässige Kneten ihrer Hände war das Erste, was ich wahrnahm, als ich die Augen aufschlug, und dann diesen hoffnungslosen, tieftraurigen Blick. Schon damals, in diesem Moment, hatte ich das Gefühl, dass ich es wäre, der sie trösten müsste und nicht umgekehrt. Die Hilflosigkeit eines kleinen Kindes – Sie können sie sich vorstellen, oder? Mit einem turbanartigen Verband um den Kopf, um das Ohr zu schützen, nahm meine Mutter mich wieder mit nach Hause.

„Wollen Sie es sich nicht doch anders überlegen, Frau Bergner, und noch eine Weile hierbleiben?“, hatte der Arzt noch gefragt, das erste und einzige Mal mit so etwas wie Wärme in der Stimme, ehe wir seine Praxis verließen. Doch meine Mutter war, stumm den Kopf schüttelnd und mich vor sich herschiebend, an dem großen Mann vorbei geschlüpft, wie eine verängstigte graue Maus.

Kaum hatten wir das Haus verlassen, nahm sie mich bei der Hand und begann zu laufen. Ohne Rücksicht auf meine Schmerzen, den Schwindel und die Benommenheit, die mich noch immer beherrschten.

„Mach schon“ fuhr sie mich an „Es ist schon spät, und ich muss das Abendessen für deinen Vater vorbereiten!“ Gallebitter stiegen diese Worte in mir auf, in dem Moment und noch Jahre später. Der Vater und sein Abendessen! Sein verdammtes Abendessen war ihr wichtiger als mein Wohlergehen und meine Gesundheit!“

Franz Bergner hält inne, räuspert sich und nimmt einen tiefen Schluck aus der Flasche, das danebenstehende Glas ignorierend. Hans Jakob sitzt ihm gegenüber, lässt ihn nicht aus den Augen, schweigt und hört zu.

„... Hätte ich Alex von den Schikanen meiner Mitschüler berichten sollen, denen ich vom ersten Schultag an ausgeliefert war? Die Grausamkeit von Kindern ist das vielleicht Unerbittlichste, das es gibt, erbarmungs- und gnadenlos. Es ging so weit, dass ich mich, im dritten Stockwerk des Schulgebäudes, auf das Sims eines geöffneten Fensters stellte, bereit zu springen, wenn die anderen mich nicht in Ruhe ließen. Weißt du, was die Reaktion der Klasse war? ‚Springen‘, haben sie geschrien, alle, alle miteinander, ‚Springen! Springen! Springen!‘

Die Anführer und größten Maulhelden kamen auf mich zu, waren mir schon beängstigend nahe und machten Anstalten, mich zu stoßen. Die Meute, anders kann ich es nicht nennen, hatte sich dermaßen in ihr Geschrei und Toben hineingesteigert, dass mir keiner, nicht ein einziger von über 30 Mitschülern, zu Hilfe kam oder versuchte, deeskalierend auf die anderen einzuwirken. Wer weiß, was geschehen wäre, wenn nicht in diesem Moment der Lehrer gekommen wäre. Hätte ich den Sprung getan? Hätte einer der Mitschüler tatsächlich sein Vorhaben umgesetzt? Egal! Der Lehrer sah mich am Fenster stehen, stürmte quer durch das Zimmer auf mich zu, Stühle und Tische umreißend, packte mich, zog mich vom Fensterbrett und gab mir eine schallende Ohrfeige. Die Mitschüler quittierten die Aktion mit tosendem Applaus und johlten vor Schadenfreude, als ich in Tränen ausbrach. Kannst du dir vorstellen, was das für einen Zehnjährigen bedeutet? Und willst du wissen, was mein Vater gesagt hatte, als ich zuhause von diesem Vorkommnis berichtete, blöd, wie ich war? Ich weiß nicht warum, aber immer wieder aufs Neue erzählte ich daheim Dinge, von denen ich genau wusste, welche Reaktion sie auslösten! Viel-

leicht war das eine Art Masochismus, eine Art der Selbstbestrafung für mein ständiges Versagen?

„Du kannst nicht mein Sohn sein“, sagte der Alte lediglich, „denn wenn ich einen Sohn hätte, wäre er keine solche Memme wie du! Wer weiß, was für ein Kuckucksei mir deine Mutter da ins Nest gelegt hat mit dir! Aber warte Bürschchen – ich werde dir schon noch beibringen, was es heißt, mutig zu sein!“ Und dann kamen die Schläge, wie immer, wie fast jeden Tag, mit den Händen, mit den Fäusten, mit den Füßen. Oder hätte ich Alexandra erzählen sollen, dass ich mit 13, 14 Jahren tablettenabhängig war? Dass ich mich nicht mehr überwinden konnte, den Schulhof zu betreten, ohne zuvor erst eine, dann zwei und mehr von den ‚Spaßtabletten‘ zu schlucken, die meine Mutter konsumierte, um ihr elendes Leben zu ertragen? Und sie muss gewusst haben, dass ich die Tabletten klaute! Sie konnte doch zählen und feststellen, wie schnell ihre Vorräte zu Neige gingen. Aber sie dachte gar nicht daran, die Medikamente für mich unzugänglich aufzubewahren, sie zu verstecken oder gar mich zur Rede zu stellen! Und auch der Arzt ...“

Franz Bergner schüttelt den Kopf.

Schweigend hat Hans Jakob eine weitere Flasche Bier auf den Tisch gestellt, nach der sein Gegenüber reflexartig greift; Franz Bergner trinkt in langen, gierigen Zügen, wie ein Verdurstender. Danach zündet er sich mit zitternden Händen eine Zigarette an und inhaliert tief. Hans Jakob, der sich ebenfalls eine Zigarette ansteckt, denkt an die vielen Male zurück, die er solche und ähnliche Szenen in den Befragungsräumen der Polizei erlebt hatte. Er erinnert sich an Geschichten, die er von Menschen gehört hat, die mit ihrer Vergangenheit nicht mehr zurande gekommen waren. Menschen, die aufgrund ihrer Kindheit, aufgrund der Gene, die ihnen auf den Lebensweg mitgegeben waren, zum Scheitern geradezu verurteilt waren. Menschen, die verloren hatten, weil sie zur falschen Zeit am falschen Ort geboren worden waren.

Was für eine Stärke musste in seinem Gegenüber von jungen Jahren an innegewohnt haben, um sich aus diesem Leben zu befreien. Und wie viel Glück muss ihm dabei zugleich beschieden gewesen sein.

„Maria war meine Rettung! Und das ist nicht übertrieben! Sie war etwas älter als ich, ging mit mir in eine Klasse und wohnte in unserer Nachbarschaft, obwohl ihre Familie in dieser trostlosen Siedlung so fremd wirkte ... Egal! Wir waren beide Außenseiter und hatten uns nicht zuletzt deshalb mit der Zeit angefreundet. Immer öfter verbrachten wir ganze Nachmittage gemeinsam, meist in den dunklen, abschreckenden Kellern der aus den 50er Jahren stammenden Siedlungshäuser. Ja wirklich: Wie Verbrecher mieden wir das Tageslicht, als täten wir etwas Unrechtes, indem wir uns gegenseitig Halt, Trost und Verständnis gaben.

Maria war irgendwann aufgefallen, dass ich mich morgens seltsam zu verhalten begann, wenn wir zur Schule gingen. Anders als während der Stunden, die wir zu zweit verbrachten. Und eines Tages sagte sie mir auf den Kopf zu, dass ich irgendetwas nähme, um die Zeit in der Schule zu überstehen. Nach langem Leugnen und nur dank ihrer Hartnäckigkeit gestand ich ihr, regelmäßig die Antidepressiva meiner Mutter zu schlucken. Maria war rasend vor Wut und wollte meine Mutter zur Rede stellen, wollte sie fragen, was ihr einfiel, mir das überhaupt zu ermöglichen – überleg mal! Sie war doch wie ich fast noch ein Kind und besaß dennoch schon die Vernunft und die Reife einer Erwachsenen. Maria – ohne sie, da bin ich mir sicher, wäre ich bei härteren Drogen gelandet als bei den Tabletten, und wer weiß, was dann aus mir geworden wäre.

Frag nicht, ein wie grausamer Kampf es war, und welche Qualen die folgenden Wochen und Monate für uns beide bedeuteten, aber mit Marias Kraft, dank ihrer Zuneigung und Hilfe habe ich es tatsächlich geschafft, von dem Zeug loszukommen.“

Erneut schweigt Bergner für einige Augenblicke, als tauche er ein in eine vergessene Zeit, und dann fährt er fort, noch leiser als zuvor. „Das, was Maria für mich getan hat, alles, was sie mir gegeben hat in unserer gemeinsamen Zeit, macht mein Verhalten an jenem einen verhängnisvollen Abend nur noch unverzeihlicher und unbegreiflicher. Pass auf, denn jetzt, jetzt komme ich zu dem, wovon ich dir bei unserem letzten Gespräch in dem Verhörzimmer erzählen wollte! Ich hatte Maria allein gelassen mit all den anderen, und dann war ich auch noch zu spät gekommen. Nicht wiedergutzumachen, auch heute nicht! Ich

weiß nicht, was mich in dem Moment geritten hatte, als ich beschloss, Maria in dem Rohbau zurückzulassen, mit den Heuchlern und Falschen, die mich gefeiert hatten wie einen Sieger. Es waren dieselben, die nur ein paar Jahre zuvor ‚Spring doch, spring doch‘ geschrien hatten und die bereit gewesen wären, mich aus dem Fenster zu stoßen. Mit denen saß ich zusammen und soff und lachte und hielt sie für Freunde! Und noch viel schlimmer: Wegen diesen ... diesen ... jämmerlichen Gestalten war ich zum Verbrecher, ja, fast zum Mörder geworden. Aber der Reihe nach:

Um endlich nicht mehr abseitszustehen, endlich einmal nicht der Schikanierte zu sein, war ich, hinter Marias Rücken übrigens, die diese Kerle aus tiefstem Herzen verachtete, bereit gewesen, jegliche Aufgabe zu erfüllen, um Mitglied einer der zahlreichen Siedlungsbanden werden zu können. Neben Maria gab es einen einzigen Mitschüler in meiner Klasse, der mir nicht übel gesonnen war, auch er ein Außenseiter, und, wer auch sonst, genau der war als Opfer für meine ‚Mutprobe‘ auserkoren worden.

Als ich ihn nach der Schule auf seinem Nachhauseweg abging, glaubte er wohl, von mir nichts befürchten zu müssen, blieb mit seinem Fahrrad neben mir stehen und stieg ab. Was für ein Fehler, was für ein Irrtum! Mein erster Hieb muss ihn härter getroffen haben als alle Bosheiten und Quälereien der anderen zusammen – denn von mir hatte er nichts dergleichen erwartet! Ich schlug ihn, ja, und ich war dabei brutaler als ich hätte sein müssen. Ich schlug noch auf ihn ein, als er bereits am Boden lag. Ich prügelte mich geradezu in einen Rausch, und ich weiß nicht, wie weit ich gegangen wäre, wenn mich nicht die Gemäßigteren aus der Gruppe, die uns inzwischen umringte, von ihm weggezogen hätten. Mir wird noch immer übel, wenn ich an die Szene denke, und ich verstehe auch heute nicht, was in mich gefahren war, so zu handeln!

Als ich Idiot Uhr, Fahrrad und einen Teil des Geldes meines Opfers bei der Bande abgeliefert hatte, ließ ich mich von ihnen als der große Held bejubeln. Und sie feierten mich, weil ich mit dem gestohlenen Geld die ganze Party schmiss!

Maria wusste nicht, was zuvor geschehen war, sie hatte keine Ahnung, dass ich diesen armen Kerl krankenhaushausreif geprügelt hatte – oder doch? Sie war jedenfalls später, viel später, zu der Feier gekommen – vermutlich hatte sie mich zuvor stundenlang vergebens an den Orten gesucht, an die ich mich zurückzog, wenn ich alleine sein wollte.

Sie saß abseits und fixierte mich schweigend, der personifizierte Vorwurf. Das machte mich wütend, einfach wütend, verstehst du? Man feierte mich, ich stand endlich einmal, ein einziges Mal, im Mittelpunkt, war Held, nicht Opfer, und was machte meine Freundin? Saß da, schwieg, starrte mich an und machte ein sauertöpfisches, vorwurfsvolles Gesicht!

Dass ich sie mit Missachtung strafte, mag vielleicht verständlich und nachvollziehbar sein. Aber dass ich sie nicht aufforderte, mit mir zu kommen, als ich die Feier frühzeitig verließ, war einer der schlimmsten Fehler meines ganzen Lebens, das kann ich dir sagen! Ich ließ sie einfach bei den anderen sitzen und fuhr nach Hause. Betrunkener und die Taschen voll gestohlenem Geld, das ich für mich behalten hatte, ohne dass es sonst jemand bemerkt hätte.

Bis heute ist es mir ein Rätsel, woher der Kerl damals so viel Geld gehabt hatte; es waren immerhin insgesamt mehrere Hundert Mark. Möglicherweise war er selbst in irgendwelche zwielichtige Geschäfte verwickelt gewesen, die es ihm verboten, Aufsehen zu erregen, indem er Anzeige gegen mich erstattet hätte. Ja, vermutlich war das der Grund, weswegen mein Überfall keine rechtlichen Konsequenzen für mich haben sollte. Und er, der von mir Verprügelte und Beklaute, verschwand sang- und klanglos von der Schule, aus der Siedlung und aus meinem Leben.

Meine Eltern verhielten sich wie immer, als ich die Wohnung betrat: Vater war besoffen, Mutter heulte – wahrscheinlich hatte er sie zuvor gerade verprügelt oder Schlimmeres. Auf jeden Fall war dieser Anblick nicht der Grund gewesen, weswegen ich nach Hause zurückgekehrt war. Ich hatte meinem Vater beweisen wollen, dass auch ich zu etwas fähig sei, wollte ihm zeigen, dass ich in der Lage wäre, mein Leben selbst in die Hand zu nehmen, indem ich ihm die Geldscheine unter die Nase hielt. Stattdessen kam es wieder einmal zu einem hef-

tigen Streit zwischen uns, in dessen Verlauf ich das erste und einzige Mal die Hand gegen meinen Vater erhob. Ich versetzte ihm einen Stoß gegen die Brust, nicht einmal mit großer Wucht. Aber mit meiner Gegenwehr hatte er nicht gerechnet und so stolperte er rückwärts, verlor den Halt und stürzte.

Mit seinem massigen Schädel krachte er gegen die schäbige Wohnzimmerschrankwand und irgendetwas knirschte fürchterlich. Danach herrschte Stille. In dem Moment, da ich ihn auf dem Boden liegen sah, endlich still, endlich friedlich, endlich nicht mehr gewalttätig, ja, als er endlich tot war, meine Mutter neben ihm, händeringend und stumm wie immer, da wurde mir schlagartig bewusst, dass ich Maria nicht hätte im Stich lassen dürfen, dort, im Rohbau, allein mit den anderen!“ Kurz blickt Franz Bergner auf, scheinbar überrascht, in welcher Umgebung er sich wiederfindet und dreht die leere Bierflasche zwischen seinen Händen, während ihm Jakob nach wie vor regungslos gegenüber sitzt. „Kann ich bitte noch eins haben?“

Als ich an der finsternen Baustelle ankam, hörte ich sie schon: Eine überschnappende Stimme, die jemanden anfeuerte: ‚Los, gib’s ihr, mach sie alle‘, sowie ein Gemenge aus Feixen und Lachen. Dazwischen leiser, aber doch deutlich vernehmbar, Marias Flehen, sie sollten sie doch in Ruhe lassen.

Sofort war mir klar, was dort oben geschah, und ich war wie von Sinnen! Noch heute bin ich mir sicher, dass ich die beiden Kerle mit der Eisenstange erschlagen hätte, nach der ich griff, als ich die Treppe hinauf raste. Ich hätte sie umgebracht, ohne auch nur eine Sekunde zu zögern, wenn Maria sich nicht auf mich gestürzt und so zur Besinnung gebracht hätte.

Sie, die ich im Stich gelassen hatte, die wegen mir Opfer einer Vergewaltigung geworden war, sie hielt mich davon ab, mein Leben zu ruinieren, indem ich zwei andere Menschen umgebracht hätte. Immerhin: Bevor sie es hätte verhindern können, schlug ich das Knie desjenigen zu Brei, der sich gerade von Maria aufrichtete und sich die Hose hochzog, als ich den Raum betrat. Er schrie seinem Kumpel noch zu, sie sollten besser verschwinden, als ihn die Stange traf und sein hämisches Lachen in jämmerliches Geheule überging. Und ich schwöre dir: Jedes Mal, wenn ich an den Kerl dachte in all den Jahren, hatte

ich die Hoffnung, den einzigen Wunsch, er müsse sein ganzes restliches Leben lang höllische Schmerzen ertragen. Schmerzen wie die, die er Maria zugefügt hatte.

Ich würde jetzt gerne davon erzählen, dass ich Maria beistand während der Wochen, die folgten. Dass unsere Beziehung trotz oder wegen ihres Leids und meiner Schuld Bestand gehabt hätte, doch uns war keine weitere gemeinsame Zeit gegönnt. Ich weiß nicht einmal, was aus ihr wurde, denn bereits wenige Tage nach diesem Vorfall zog ihre Familie nach Norddeutschland und der Kontakt riss ab.“

Mit einem Ruck scheint Franz Bergner aus der Vergangenheit zu erwachen, mühsam kehrt er zurück in die Gegenwart.

„Verstehen Sie, dass ich diese Wahrheit Alexandra gegenüber niemals erwähnen konnte? Warum ich sie anlügen musste? Zwei Frauen, die ich liebe, zwei Menschen, die die Fähigkeit besitzen, mein Leben in die richtigen Bahnen zu lenken, und ich? Ich kann keine der beiden schützen! Es gelingt mir nicht, zu verhindern, dass ihnen Leid angetan wird! Beide werden Opfer einer Vergewaltigung! Wissen Sie, was das für mich bedeutet?“

Hans Jakob sitzt seinem Besucher gegenüber, schweigend und nachdenklich verdauend, was er soeben erfahren hat. Vermutlich hatte noch kein Mensch vor ihm zu hören bekommen, was Franz Bergner ihm in der letzten Stunde anvertraut hatte – zumindest nicht in dieser offenen, ungeschminkten Form. Was könnte, was sollte er dazu sagen? Gibt es eine Antwort, eine Erwiderung auf das Gehörte? Nach einigen Minuten des Schweigens räuspert er sich.

„Sie hatten es während ihres Berichts bereits begonnen – wollen wir es nicht ganz offiziell machen? Komm, bleib beim ‚Du‘! Ich denke, das passt zum heutigen Abend!“

Bergner erhebt sich steif, schüttelt sich, als wolle er eine Last von seinen Schultern abwerfen und streckt sich, geht auf Hans Jakob zu und reicht diesem die Hand.

„Vielen Dank, dass du mir zugehört hast! Es hat gut getan, mir all das endlich einmal von der Seele zu reden!“

Über die Vergangenheit zu sprechen ändert sie nicht, aber es erleichtert von Zeit zu Zeit. Und jetzt, fürchte ich, bräuchte ich noch etwas Bewegung und frische Luft, sonst mache ich gleich schlapp. Drei Bier – das bin ich nicht mehr gewöhnt, erst recht nicht um diese Uhrzeit. Und ob du es glaubst oder nicht, Hunger habe ich auch!“

Kapitel 5

Nach einem einfachen Abendessen holt Hans Jakob drei Weinflaschen aus einer Abstellkammer und stellt sie nebeneinander auf den Tisch.

„Hast du nie versucht, wieder Kontakt zu Maria aufzunehmen?“, fragt er, als er mit dem Korkenzieher zu hantieren beginnt.

Franz Bergner schüttelt den Kopf. „Du weißt doch selbst: Die Welt war vor über 30 Jahren noch viel größer und allein die Distanzen in Deutschland für Jugendliche unseres Alters schier unüberbrückbar. Außerdem: Was hätte es gebracht? Was hätte ich tun sollen, wenn ich von Maria erfahren hätte, dass es ihr schlecht ging? Hätte ich ihr irgendeine Hilfe sein können? Und wie hätte ich mich gefühlt, wäre sie glücklich gewesen? Wäre es mir dann besser gegangen? Und was hätte ich über mich berichten sollen? Dass ich mich auf dem besten Weg in den Drogensumpf befand? Nein! Wir wären uns so und so fremd geworden und hätten nur gelitten, bis wir uns letztendlich doch verloren hätten. Aber in meinem Herzen und in meinen Gedanken habe ich Maria nie losgelassen – bis heute nicht, trotz Alexandra, trotz der anderen Frauen, die ich in meinem Leben kennengelernt habe!“

Hans Jakob öffnet sorgfältig eine Flasche nach der anderen.

„Du bist ja verrückt“, ruft Bergner, „wer soll das denn trinken?“

„Den Wein habe ich vor ein paar Jahren direkt aus Italien mitgebracht. Den ganzen Kofferraum hatten wir mit Kartons bepackt. Ich erinnere mich noch genau: Wir waren einfach losgefahren, Richtung Süden, ohne Ziel und Plan, wo wir landen würden. Auf der Rückfahrt, im Friaul, an einer unbedeutenden Straße ins Nirgendwo, stießen wir auf ein kleines, unscheinbares Weingut. Wir mieteten uns für ein paar Tage ein und probierten das ganze Sortiment. Dann luden wir das Auto voll.“

Ein letzter Karton von dem Roten hier ist alles, was als Erinnerung geblieben ist! Die ersten drei Flaschen davon trank ich mit einem Freund, und diese drei sind jetzt mit dir dran. Also – zum Wohl!“

Die beiden Männer prosteten sich zu, und Franz nimmt einen kleinen Schluck. Obwohl der Wein eben erst entkorkt worden ist, entfaltet er

sein Aroma sofort – viel zu schade, einfach so an diesem Abend getrunken zu werden.

„Ist dieser Tropfen nicht wunderbar? Für uns war es damals eine immense Summe, die wir da investierten. Eine aus der Euphorie und Unvernunft des Augenblicks geborene Geldverschwendung, die wir normalerweise nie, niemals eingegangen wären. Heute wäre der bezahlte Betrag geradezu lächerlich, berücksichtigt man das Preis-Leistungs-Verhältnis! Also lassen wir es uns schmecken, das letzte Erbe eines wundervollen Urlaubs!“

Franz Bergner zögert. Soll er fragen, mit wem Jakob besagte Reise unternommen hatte? Wartet sein Gegenüber darauf, dass er diese Frage stellte? Noch ehe er sich entschließen kann, den Satz zu formulieren, kommt ihm Jakob zuvor.

„Bevor ich von mir erzähle, und das werde ich, will ich noch eines wissen, Franz: Ich glaube dir nicht, dass du lediglich aufgrund vager Zweifel, aufgrund der rein theoretischen Möglichkeit, Bernd Keller sei noch am Leben, den Plan gefasst hast, mich aufzusuchen und um Unterstützung zu bitten! Ich glaube nicht, dass eure Verzweiflung einzig und allein auf dem Wenigen basiert, worüber du mir bisher berichtet hast. Was sind die Indizien, von denen du sprachst? Was wisst ihr, dass euch die Angst umtreibt, er könnte nicht nur nicht tot sein, sondern euch noch dazu gefährlich werden?“

Denn das ist es doch, was dich veranlasst hat, mich aufzusuchen: eure Angst, eure nackte Angst! Was ist wirklich geschehen, Franz? Raus damit, sonst kann euch niemand helfen, und ich am allerwenigsten!“

„Also gut! Jetzt oder nie!“, beschließt Franz Bergner, holt tief Luft und beginnt, zunächst stockend, zu berichten.

Von den eigenartigen, unregelmäßigen Briefen, deren Inhalt nur Keller selbst oder eine ihm sehr vertraute Person hatte formulieren können. Von den mysteriösen und nicht nachverfolgbaren Telefonanrufen sowohl bei Karin als auch bei ihm und Alexandra. Er schildert die nächtlichen Ängste, erzeugt von nicht zu identifizierenden Geräuschen im und um das Haus herum: Fußritte in Zimmern, in denen sich niemand befindet, Türen, die in den Angeln quietschen, obwohl sie geschlossen sind, Räuspern, Husten und Murmeln, wo sich kein

Mensch aufhält. „Vergiftete Fische in einem Aquarium, eine aufgeschlitzte Katze auf dem Terrassentisch – erzähl mir nicht, das wären Zufälle!“

Aber auch die durch lächerlich wirkende Kleinigkeiten hervorgerufenen Panikattacken auf den Straßen, die jeden Schritt nach draußen zur Folter machen, lässt Franz Bergner nicht unerwähnt. Er schildert die Einbruchspuren, die niemand außer ihm und Alexandra zu registrieren scheint. Beschreibt die geheimen Zeichen und die Angst einflößenden Nachrichten, die sie, und nur sie wahrnehmen, sobald sie ihr Zuhause betreten, und spricht über all das Andere, das sie fast in den Wahnsinn treibt: die unsichtbaren und doch schier greifbaren Verfolgungen in der Öffentlichkeit, das Pfeifen und Summen altbekannter, vertrauter Melodien aus dem Nichts, das auf einen einzigen Menschen als Urheber hindeutet. Die lockenden Rufe wie aus dem Jenseits und all das Übrige, das sie letztendlich sicher macht, dass der Totgeglaubte noch am Leben, und mehr noch, zurück in Deutschland sein muss.

Jakob merkt seinem Gast die emotionale Anstrengung an, als dieser um Worte ringt und kämpft, er spürt die Angst, fühlt die Wut und den Hass auf denjenigen, der ihr Leben systematisch zu zerstören versucht. Bergner ist kein Schauspieler, nichts an seinem Verhalten wirkt geübt oder antrainiert. Die Ängste, die Sorgen und Nöte sind echt und existenzbedrohend, vernichtend und zerstörend.

„Es ist die Hölle pur, in der wir leben, ein subtiles Grauen, das nicht zu beschreiben ist. Wir sehen keinen Ausweg mehr, Hans, und mit das Schlimmste daran ist: Niemand nimmt uns wirklich ernst. Die Beweise, die wir der Polizei wieder und wieder vorlegen, werden mit halbherzigen Argumentationen und mildem Lächeln beiseite gewischt. Anstatt Spuren zu untersuchen und Hinweisen nachzugehen heißt es: ‚Haben Sie bereits mit Ihrem Therapeuten über diese Ängste und Wahrnehmungen gesprochen? Nehmen Sie Ihre Medikamente regelmäßig und in ausreichender Dosierung?‘, und so weiter und so fort. Als wolle man versuchen, uns allesamt für verrückt erklären zu lassen. Ja, vielleicht, vielleicht ist das ja auch das Ziel, wer weiß das schon? Vielleicht wäre es für so manchen das Einfachste, wenn wir wahnsin-

nig würden und man uns in eine Anstalt abschieben könnte! Dann gäben wir Ruhe, dann wäre man uns endlich los.

Du bist unsere letzte Hoffnung, und wenn du uns nicht helfen kannst, dann ... Wir sind am Ende unserer Kräfte angelangt!“

Lange blickt Hans Jakob seinem Gegenüber in die Augen, erkennt die Verzweiflung darin, versteht die Ohnmacht, und schüttelt traurig den Kopf. „So bitter es sein mag, so hart es klingt und so schwer es mir auch fällt: Ich kann euch nicht wirklich helfen, Franz, auch wenn ich es wollte! Es ist vorbei, ich bin ausgebrannt, ich bin nicht mehr der, für den ihr mich noch immer haltet! Möglicherweise versucht irgendjemand tatsächlich, euch in den Wahnsinn zu treiben, mit dieser Ansicht magst du recht haben! Doch ich, ich kann euch nicht helfen!

Du glaubst mir nicht, ich sehe es dir an! Vielleicht meinst du, meine Ablehnung beruhe auf Bequemlichkeit – ich könnte es dir nicht einmal verdenken! Aber willst du wissen, was von mir übrig geblieben ist nach über 30 Jahren Polizeiarbeit? Willst du es wirklich wissen? Als ich den Schreibtisch verließ am Abend vor meinem vermeintlichen Kurantritt, zwei Tage, nachdem ich das letzte Mal bei euch gewesen war, da war mir längst klar, dass ich dieses Büro nicht wieder betreten würde. So wie alle es wussten, als stünde es auf meine Stirn geschrieben. Aber niemand, kein einziger fand sich, mir das offen ins Gesicht zu sagen. Und ich selbst, ich war zu feige, es mir einzugestehen! Ich verließ das Gebäude, als wäre es ein Abend wie jeder andere, ohne mich von irgendjemandem zu verabschieden. Die wenigen Mitarbeiter, die offiziell noch zu meinem Team gehörten und doch schon längst machten, was andere ihnen sagten, beugten sich über irgendwelche nebensächliche Aufzeichnungen, nur um mir nicht in die Augen sehen zu müssen. Einer wie der andere waren sie, als ich ein letztes Mal an ihnen vorbeiging, förmlich in Akten versunken, als gelte es, in den Papieren Menschenleben zu retten.

Ich kannte eine Unzahl von Kollegen aus anderen Abteilungen, teilweise seit Jahrzehnten, mit vielen von ihnen habe ich über all die Jahre hinweg gut und eng zusammengearbeitet. Aber glaubst du, auch nur einer von ihnen hätte es gewagt, sich ein letztes Mal mit mir in Verbindung zu setzen, bevor ich an dem Abend das Haus verlassen muss-

te? Hätte gefragt, wie es weiterginge mit mir, mit meinem Leben? Oder sich gar erkundigt, was geschehen war, wie es soweit hatte kommen können?

Es ist einfach so: Funktionierst du nicht mehr, wie es von dir erwartet wird, wagst du auch in letzter Konsequenz, für das einzustehen, wofür du jahrzehntelang gekämpft hast, bist du auf einmal unbequem und sagst ‚Nein‘ zwischen all den Jasagern, wirst du fallen gelassen und existierst nicht mehr. Und dann gibt es niemanden mehr, der etwas mit dir zu tun haben will!

Du warst offen mir gegenüber, jetzt will ich es dir gegenüber auch sein: Ich hatte mich mit Menschen angelegt, deren Macht ich unterschätzte. Ich meinte, diesen Personen, die weit, viel zu weit über mir standen, das Handwerk legen zu können. Ich kam ihnen nahe und sie sahen mir eine ganze Weile zu bei meinen Bemühungen. Als ich ihnen aber gefährlich zu werden drohte, da handelten sie. Sie zerstörten mich, als wäre es das Einfachste der Welt. Sie senkten den Daumen und um mich war es geschehen. Und nicht nur um mich.

Ich litt und leide seit Jahren an Alpträumen, doch auf einmal waren die Nächte geradezu unerträglich geworden. Die schlimmsten aller Träume verfolgten mich, kaum dass ich meine Augen schloss, sie begleiteten mich durch die Tage und ließen nicht mehr ab von mir. Sie hielten mich in ihrem Würgegriff, bis ich keine Luft mehr bekam und keinen klaren Gedanken mehr fassen konnte, bis zur völligen körperlichen und geistigen Erschöpfung. Doch das war erst der Anfang! Ich verlor mich in den Träumen, bis ich Realität und Fantasie nicht mehr voneinander zu trennen vermochte. Meine Arbeit wurde Bestandteil der Träume und die Träume Bestandteil meiner Arbeit. Am Ende brachte ich keine Kraft mehr auf und ließ mich ohne Gegenwehr in ein Irrenhaus abschieben. Verstehst du? Das, was mir als Kuraufenthalt verkauft worden war, war nichts anderes als die Einweisung in eine Irrenanstalt!

Glaube mir: Die Alpträume, die Auslöser dieser Entwicklung, waren nicht von ungefähr so heftig, ich weiß es, ich wusste es von Anfang an und kann es doch nicht beweisen. Man hat mich vergiftet, bis ich zu allem, zu buchstäblich allem ‚Ja und Amen‘ sagte. Und um all dem Nachdruck zu verleihen, um sicherzustellen, dass ich tatsächlich zu-

grunde ginge, konstruierte man einen Fall, den sie zum Anlass nehmen konnten, mich final über die Klinge springen zu lassen!

Spätestens seit den unzähligen Wochen in der Isolation und Abgeschlossenheit der Anstalt, vollgepumpt mit Psychopharmaka, weiß ich, wie wenig im Grunde genommen ausreicht, das Leben eines Menschen zum Einsturz zu bringen. Man hatte mir erklärt, mich vor mir selbst schützen zu müssen, mich aufzufangen in der Geborgenheit jenes Hauses. Aber du bist dort alleine, so einsam wie nirgendwo sonst auf der Welt, und kommst dir vor, als seist du der einzig Gesunde unter lauter Verrückten! Man hatte mich dorthin geschickt, damit ich so würde wie all die anderen, die sich in der Klappsmühle befanden, und ich war knapp, ganz knapp davor, tatsächlich meinen Verstand zu verlieren, Franz. Es hat nicht viel gefehlt!

Noch heute bin ich davon überzeugt, dass man mir damals Halluzinationen auslösende Medikamente einflößte, wie auch immer das vonstattengegangen sein mochte, und zwar nicht erst in der Anstalt. Irgendetwas, das die Träume noch intensivierete und haltbar machte. Es gab für mich keine Unterscheidung mehr zwischen Wahn und Wirklichkeit. Alle Welten drifteten auseinander und gingen zugleich ineinander über; ich hatte keine Chance, mich davon zu distanzieren, geschweige denn, mich dagegen zu wehren.

Seltsam, nicht wahr? Du schildertest mir damals ähnliche Symptome. Möglicherweise verwendeten sie bei uns beiden das gleiche Mittel – nur machten sie bei mir weiter, immer weiter damit ... Aber irgendwie, irgendwann nach wahrlich endlosen Wochen, gelang es mir doch noch, zu erkennen, was mit mir geschah, und dagegen anzukämpfen. Ich schaffte es, mich aus der Umklammerung zu befreien und die Kraft aufzubringen, die notwendig war, mich daraus zu lösen!

Vielleicht war es nicht einmal meine eigene Kraft, die mich rettete. Vielleicht haben die, die ich in meiner Naivität zu Fall zu bringen gehofft hatte, geglaubt, sie hätten mich bereits zerstört. Vielleicht wollten sie sich nicht damit beschäftigen, meine Überreste ein für alle Mal beseitigen zu müssen und entließen mich aus ihrem Würgegriff, wer weiß? Aber die Zeit bis dahin, bis man mich tatsächlich aus der Anstalt entließ, war grauenhaft, es war, als wenn ...“

Er hält inne, dreht das Glas in seinen Händen und blickt in das undurchdringliche Rot des Weins. „Als wir bei unseren Weinproben saßen, im Innenhof des kleinen, schlichten Guts – was war das Dasein schön! Da wussten wir noch nichts von dem, was uns erwartete, das Leben schien perfekt zu sein. Wir schmiedeten Pläne und meinten, wir könnten unser eigenes kleines Paradies schaffen und nach unseren Vorstellungen gestalten!“ Jakob lacht bitter auf: „Die einzige Frage, die wir uns damals stellten, war: ‚Was kostet die Welt?‘ Ja, wir glaubten tatsächlich, unser Lebensweg wäre selbstbestimmt, wir waren voll Idealismus und Plänen – und was davon blieb, nur ein paar Jahre später?

Doch was rede ich! Ihr werdet von existenzbedrohenden Problemen gequält und ich hadere mit den Hirngespinnsten eines verbitterten Mannes, der glaubt, ungerecht behandelt worden zu sein – aber es hilft ja nichts! Du musst wissen, wo meine Kontakte und vor allem meine Kräfte nach über 30 Jahren Polizeiarbeit geblieben sind, nämlich fort, einfach weg, als hätte es sie nie gegeben! Nein, Franz, du musst mir glauben, dass das, was von mir übrig ist, nicht ausreicht, euch in eurer Not eine Hilfe zu sein!“

Nach einer kurzen Pause, während sie beide in ihre Gläser starren, erzählt Hans Jakob von seinen Träumen, Hoffnungen und der Ernüchterung während viel zu vieler Jahre als Polizist. Als sein Bericht endet, nimmt er die Gläser, füllt sie erneut, hebt das seine, ruft „Auf die 30 Jahre bei der Polizei!“ und leert das Glas in einem Zug.

Sie reden und reden, kommen sich näher und entfernen sich wieder voneinander, diskutieren, philosophieren und irgendwann schweigen sie.

„Wir hätten eigentlich noch etwas vor uns, mein Freund!“ Hans Jakob deutet auf die eine noch fast volle Flasche zwischen sich und seinem Gast. „Doch mit der, fürchte ich, wirst du dich alleine beschäftigen müssen. Ich bin müde, ich muss schlafen. Ich bin es nicht mehr gewohnt, so lange in Gesellschaft wach zu sein! Normalerweise sind es der Fernseher und Fred, die die Abende mit mir verbringen, und weder der eine noch der andere stört sich daran, wenn ich ein kleines Nickerchen halte.“

Hans Jakob erhebt sich schwerfällig, geht zu einem der billigen Regale an der Wand, kramt eine Weile zwischen chaotisch gestapelten Akten und Papieren und kehrt mit einem grauen Umschlag an den Tisch zurück. „Hier! Das erhielt ich wenige Wochen, nachdem ich das Sanatorium verlassen hatte, gerade, als ich begann, wieder Boden unter den Füßen zu spüren. Vielleicht, vielleicht ist es die tatsächliche Wahrheit über mich!

Erinnerst du dich noch an Peter Königshofer? Ja natürlich, du bist ihm begegnet, als du nach Alexandra suchtest – von ihm stammt dieser Brief. Lies, wie ich von einem Menschen gesehen werde, der mir viele Jahre meines Lebens sehr viel bedeutet hat. Damit du weißt, mit wem du es eigentlich zu tun hast, wer ich bin und weswegen ich euch nicht helfen kann. Lies, und du wirst erkennen, was damals wirklich geschah. Andeutungen habe ich ja bereits zu Genüge gemacht. Möglicherweise willst du danach nichts mehr mit mir zu tun haben, ich könnte es dir nicht einmal verübeln. Ich kann es aber auch nicht ändern! Wir sehen uns morgen in der Früh! Gute Nacht!“

Damit dreht er sich um und lässt Franz Bergner sitzen. Der blickt ihm nach und schüttelt den Kopf. ‚Was für ein theatralischer Abgang‘, denkt er bei sich, ‚als hätte er all die Stunden gewusst, wie er diesen Abend beenden will.‘

Vor Franz Bergners innerem Auge taucht die Erinnerung an den eben erwähnten Königshofer auf. Das schroffe Gesicht mit der hakenförmigen Nase, die ständig nervös zwinkernden Augen, der permanent auf- und abzuckende Adamsapfel unter der faltigen Haut des langen, dünnen Halses, die ausgemergelte, rachitisch wirkende Figur ... Er war ihm tatsächlich einige Male begegnet auf seiner ziel- und planlosen Suche nach Alex. Zunächst hatte er gedacht, das wiederholte Zusammentreffen geschähe zufällig, und Königshofer wäre ihm nur aufgrund seines skurrilen Erscheinungsbilds aufgefallen. Doch dann hatte ihn dieser angesprochen, hatte behauptet, er wisse, wo sich Alexandra aufhielte und auf welche Art und Weise er behilflich sein könne, sie zu befreien, wenn er, Bergner, ihm im Gegenzug einen Gefallen täte.

Zunächst hatte er das alles als wirres Geschwätz abgetan, so verzweifelt er auch gewesen war. Doch mit jedem Tag ohne Lebenszeichen von Alex wuchs seine Hoffnungslosigkeit, und irgendwann hätte er zu

allen Vorschlägen Königshofers „Ja“ gesagt. Aber es kam nicht dazu und nie hatte Bergner erfahren, um welchen Gefallen es sich gehandelt hätte. Denn mit einem Mal war Königshofer verschwunden, so plötzlich, wie er erschienen war, und Alex war von allein aufgetaucht.

Alex ...

Kapitel 6

Allein im Raum, sieht sich Franz Bergner um: Die billige, lieblose Ausstattung wirkt nüchtern und zweckmäßig, trostloser als manches der Hotelzimmer, in denen er unzählige schlaflose Nächte verbracht hat. Kein Foto, kein Bild, nicht ein Möbelstück, das von den Normen der billigsten Mitnahmeeinrichtungshäuser abweiche, nicht einmal eine einzige Zimmerpflanze, und sei sie noch so kümmerlich. Die ganze Wohnung charakterlos und steril, als lebe hier ein Mensch ohne jegliche Vergangenheit – und ohne Zukunft.

Gut möglich, dass es bei ihm nicht anders aussähe, hauste auch er in einer Junggesellenwohnung. Zumindest sauber und ordentlich aufgeräumt ist es, was bei ihm während seiner Zeit alleine nicht immer der Fall gewesen war. Wie oft hatte er sich des Zustands seiner Wohnung zu sehr geschämt, als dass er die eine oder andere Zufallsbekanntschaft mit zu sich nach Hause genommen hätte. Bei dem Gedanken lächelt er leise in sich hinein, wird aber sofort wieder ernst.

Nach dem, was Jakob bisher von sich preiszugeben bereit gewesen war, hat auch er ein ordentliches Paket zu tragen. Der Verlust des Bruders, die schwere Zeit danach, der Beruf, dazu die Probleme mit Kollegen, Freunden, in Partnerschaften, die Andeutungen bezüglich der Intrigen „von oben“, die Zeit in der Nervenheilanstalt ... Wenn all das der Wahrheit entsprach, dann war sein Gastgeber kein Mensch, der leichten Herzens durch das Leben lief, mochte die so ruhige und ausgeglichen wirkende Fassade auch ein anderes Bild vorgaukeln.

In Gedanken versunken spielt Franz Bergner mit dem Umschlag. Was war Hans Jakobs Veranlassung gewesen, ihn einzuladen, den Abend gemeinsam zu verbringen, und ihn, einen fast Fremden, sogar in seiner Wohnung schlafen zu lassen?

Sie hätten in einem Lokal zu Abend essen und danach noch eine Stunde zusammen in irgendeiner Kneipe sitzen und belangloses Zeug reden können. Danach wäre er in ein Hotel gegangen und Jakob hätte seine Ruhe gehabt, allein bei sich daheim. Aber nein, er hatte es anders gewollt. Hatte Hans Jakob doch das schlechte Gewissen geplagt, die vorgebrachte Bitte so schroff abgelehnt zu haben, oder weswegen wollte er plötzlich mehr zu den Beweggründen um sein Kommen wis-

sen? Um die getroffene Entscheidung doch nochmals zu überdenken? Oder war es schlichtweg Angst vor der Einsamkeit gewesen? Einsamkeit ...

Wenn jemand, dann kennt er, Franz Bergner, sich mit all ihren Formen aus. Er weiß, was es bedeutet, tagelang kein Wort mit einem anderen Menschen zu wechseln – nicht einmal ein Hund war irgendwann in seiner Nähe gewesen, mit dem er hätte reden können! ‚Manchmal kann man es sich aussuchen, ein anderes Mal nicht‘, denkt er bei sich.

Plötzlich drängt sich Alex in seine Gedanken; er sehnt sich nach ihr, nach ihrer Nähe, dem Geruch ihres Körpers, der Wärme, die von ihr ausgeht. Was gäbe er dafür, wenn sie jetzt bei ihm wäre, um über Jakob und seine Eigenheiten zu sprechen. Stattdessen bleibt ihm nur die eine noch fast volle Weinflasche. Er blickt auf die Uhr. Mitternacht ist vorüber. Er hebt das Glas, hält es gegen das Licht, dreht es und beobachtet fasziniert die Farbspiele des dunklen, kräftigen Rots darin. ‚Ein Wein, dem man sein ganzes Leben ansieht‘, denkt er, viel zu schade, um ihn alleine zu genießen. Franz nimmt einen kräftigen Schluck und spielt noch einmal kurz mit dem Gedanken, Alex anzurufen. Doch die Gewissheit, sie mit dem späten Telefonat aus dem Schlaf aufzuschrecken, ist größer als die Sehnsucht, ihre Stimme zu hören. Seufzend schenkt er sich nochmals das Glas voll und nimmt den Brief aus dem Umschlag, dünnes, pergamentartiges Papier, das er in seinen Händen hält, etliche Seiten, in einer eigenartigen Handschrift eng beschrieben. Er faltet sie auseinander und beginnt.

Zunächst amüsiert, dann erstaunt, letztlich irritiert und verwundert liest Franz Bergner Seite um Seite des Briefes. Der erste Teil dessen, was er vor sich hat, ist die Abrechnung eines Mannes mit einem ehemaligen Freund; mehr noch, es ist ein Abschiedsbrief, die bittere Erkenntnis eines Menschen, dessen Leben sich in nichts auflöste. ‚Was soll das?‘, fragt er sich nach den ersten Absätzen, ‚Was bezweckt Jakob, mich damit allein zu lassen?‘

Er ist müde und hat zu viel Wein getrunken, um jeder Wendung des Briefes wirklich folgen zu können. Hat er etwas überlesen? Sollte er

nochmals von vorne beginnen? Irgendetwas muss das Ganze mit ihm zu tun haben, welchen Sinn machte es ansonsten, ihn all das lesen zu lassen?

Wie viele Seiten liegen noch vor ihm in dieser gestochen scharfen, geradezu penetrant akkuraten Schrift? Die einzelnen Zeilen sind so gleichmäßig, als hätte der Verfasser mithilfe eines Lineals auf dem unlinierten Papier gearbeitet. Neun doppelseitig beschriebene DIN A4 Blätter sind es, die er noch zu lesen hätte. Franz Bergner seufzt und beschließt, den restlichen Inhalt nur zu überfliegen, jetzt, da der Autor beginnt, einzelne Szenen der gemeinsamen Vergangenheit mit dem Adressaten des Briefes aus seiner Erinnerung hervorzuholen und deren Besonderheiten zu betonen. Einmal indes bleibt sein Blick an einem Abschnitt hängen, der offensichtlich etwas Außergewöhnliches beschreibt.

Königshofer berichtet von seiner und Jakobs Arbeit: von Kindern, die auf den Strich gingen, um das Geld für den nächsten Schuss zu verdienen, von kaputten Familien, von Betrug, Gewalt und Verachtung. Bergner erkennt sich und seinesgleichen in den Beschreibungen wieder, und die Gesichter der Polizisten, die ihm und denen er damals das Leben zur Hölle gemacht hatte, tauchen wieder vor seinen Augen auf: Bärbeißige ältere Beamte, die als junge Kerle den Krieg miterleben mussten und das Elend danach, die in Schützengräben und Trümmern um ihr blankes Überleben hatten kämpfen müssen. Desillusionierte Männer, die sich als Dank für ihr nicht selbst gewähltes Leben bis zu ihrer Pensionierung mit drogensüchtigen Jugendlichen herumschlagen mussten, die in ihren Augen nichts anderes als Nichtsnutze und Parasiten waren. Und zwischen ihnen Polizeineulinge wie Hans Jakob und Peter Königshofer, diejenigen, welche die alten in ein paar Jahren ablösen sollten, noch voller Idealismus und Hoffnung und grenzenloser Naivität. Polizisten, die mit Individuen wie ihm reden wollten, anstatt mit dem Schlagstock zu argumentieren, und die aufgrund der gemachten Erfahrungen letztendlich genauso wurden wie die Alten. Es ist seine, Franz Bergners, Siedlung, über die der Autor da schreibt, es ist sein gottverdammtes Leben als Kind und Halbwüchsiger, wovon hier berichtet wird, in kargen, nüchternen Worten, und dem er nur mit viel Glück entkommen war.

Er will von all dem nichts lesen, will die Erinnerung an das Elend kein zweites Mal an diesem Abend an sich heranlassen. Und dennoch beginnt der Verfasser, ihn in den Bann zu ziehen mit seinem mitleidheischenden, unterschwellig aggressiven und vorwurfsvollen Stil. Worauf will der Schreiber hinaus? Was bezweckt er? Was ist sein Ziel? Franz Bergner ist durstig. Bevor er sich wieder auf den Brief konzentriert, sollte er vernünftigerweise aufstehen und sich Wasser aus der Küche holen. Doch er ist zu müde und zu träge, also schenkt er sein Glas nochmals halb voll mit Wein. Er weiß, er wird am kommenden Tag vermutlich mit Kopfschmerzen aufwachen, doch das ist ihm in diesem Moment gleichgültig.

Wieder lässt er sich auf den Text ein. Was davon soll er glauben, welche Passagen darin sind nichts als die Auswüchse eines kranken Hirns? Warum nur hat Jakob ihn damit allein gelassen, mitten in der Nacht, müde und betrunken? Er sollte aufhören damit, sollte schlafen gehen, das wäre das Richtige. Und doch, doch kann er sich nicht dazu überwinden, den Brief beiseitezulegen.

Einige Seiten später lässt er die Blätter vor sich auf den Tisch sinken und blickt hinüber zu dem Hund, der lang ausgestreckt und wild träumend auf dem Teppich liegt. Die Läufe zucken heftig – ob er wohl gerade einen Hasen fängt oder eine Katze jagt? Wäre es nicht manchmal schön, ein Hund zu sein und ohne jegliche Zweifel und Bedenken lieben oder hassen zu können?

Er will nichts wissen von der Abrechnung, die der Verfasser des Schriftstücks hier, weswegen auch immer, betreibt, es geht ihn nichts, aber auch gar nichts an, was zwischen diesen beiden Menschen jemals vorgefallen war. Er will nur noch wissen, was es letztendlich mit dem Ganzen auf sich hat, was die Quintessenz des Briefes ist, und blättert weiter. Bis er auf Namen stößt, die er kennt, die er nur zu gut kennt. Ungläubig und wie erstarrt liest Franz Bergner einen bestimmten Absatz ein zweites Mal und nochmals und nochmals, schlagartig wieder vollkommen nüchtern: Hier geht es um ihn, nein, hier geht es um Alex, hier geht es um Bernd Keller, um die Entführung – um ihr Leben! Schenkte er diesen Zeilen Glauben, so bedeutete es, dass Alexan-

dras Entführung nichts anderes gewesen wäre als Mittel zum Zweck. Tatsächlich eine Bestätigung dessen, was Jakob im Laufe des Abends angedeutet hatte: die Zerstörung einer menschlichen Existenz nichts als ein Akt der Willkür! Hastig liest er weiter.

Es ist die exakte Abfolge der Geschehnisse seit dem Moment, als Alex verschwunden war, die hier niedergeschrieben ist! Gespickt mit Informationen und Details, in deren Besitz einzig und allein jemand gelangt sein konnte, der tatsächlich in das Verbrechen involviert gewesen war. Und es geht weit, weit über das hinaus, was er selbst jemals hatte in Erfahrung bringen können. Sollte Hans Jakob doch recht gehabt haben mit seinen Andeutungen, alles sei „von oben“ gelenkt und organisiert worden? Waren tatsächlich Intrigen der Auslöser für Alexandras Entführung gewesen?

Konsterniert starrt Franz Bergner in die zuckende Flamme der Kerze. Kann das sein? Darf das denn überhaupt sein? Hört dieser Albtraum denn niemals auf?

Warum? Warum mussten diese nicht näher genannten „Oberen“ ausgerechnet Alexandra dazu benutzen, einen Vernichtungsfeldzug gegen einen kleinen Beamten zu führen? Weswegen ausgerechnet Alex und ihr Bruder? Wie war Bernd Keller überhaupt in die Sache geraten? Was war der Grund gewesen, dass er sich hatte instrumentalisieren lassen, ein solch bestialisches Verbrechen gegen die eigene Schwester zu planen und zu organisieren? Ist das alles nicht vollkommen absurd? Waren sie möglicherweise beide verrückt, paranoid, schizophren, Jakob und der Verfasser des Briefes? Oder ist Königshofer möglicherweise gar nicht der Autor? Bergner hat nichts als die Behauptung Jakobs, dass dem so sei.

Doch das Bild passt zu dem Mann, den er damals wahrgenommen hatte. Ein Brief wie dieser – Königshofer wäre er zuzutrauen! Dieser Mensch war zersetzt von Zynismus, voller Bitterkeit und Hass – und Wissen. Das hatte er, Franz Bergner, allein in den wenigen Gesprächen, die sie geführt hatten, erkannt, trotz seines damaligen Zustands! Doch kaum war er sich dessen wirklich bewusst gewesen, war der andere spurlos verschwunden, so plötzlich, wie er zuvor aufgetaucht war. Und nun ist er wieder präsent, als Verfasser einer merkwürdigen,

einer kruden und konfuseu Abrechnung mit Hans Jakob, dem er irgendwann einmal freundschaftlich zugetan gewesen sein mochte. Und es zeigt sich, dass er anscheinend wirklich fähig gewesen wäre, dem Spuk um Alexandras Entführung ein rechtzeitiges Ende zu bereiten, wenn, ja, wenn ... Bergner will nicht darüber nachdenken, was hätte sein können, wäre er auf Königshofers Angebot eingegangen.

„Du hast, glaube ich, tatsächlich gedacht, mit ein paar Gläsern Wein, einem guten Abendessen und dem Austausch von Erinnerungen wiederherstellen zu können, was niemals wirklich existiert hatte, oder? Zwischen uns gab es keine Freundschaft, Hans Jakob – niemals! Es war deine Einbildung, die dir das Empfinden vorgegaukelt haben mag, aber wir waren nichts anderes als eine Schicksalsgemeinschaft: Auf Gedeih und Verderb aufeinander angewiesen! Und ich werde das Ganze jetzt beenden, ein für alle Mal. Ich habe gesehen, dass ich zu schwach bin gegen dich, gegen deine Methode, alles und jeden zu überrollen und zu bestimmen.

Ich kann dich im Leben nicht besiegen, das habe ich endgültig erkannt, jedenfalls nicht auf ehrlichem Weg. Deshalb wähle ich eine andere Vorgehensweise: Ich weiß, du wirst an einen Unfall, vielleicht sogar an Mord denken, weil du nicht wahr haben willst, dass ich mich tatsächlich freiwillig deinem Einfluss entziehen könnte. Aber ich tue es, und wenn du diesen Brief vor dir liegen hast – wer weiß schon, wann das sein wird – dann bin ich längst Geschichte! Diese Entscheidung ist kein Sieg für mich, das nicht – aber eine Niederlage für dich, Hans Jakob!“

Damit endet der Brief.

Wie versteinert blickt Franz Bergner auf die letzten Worte, nichts als Leere in seinem Kopf. Eine gefühlte Ewigkeit später schaut er auf seine Uhr. Es ist zu früh, um auf den Morgen zu warten, doch auch zu spät, um noch ausreichend Schlaf zu finden. Er geht ins Bad und lässt sich eiskaltes Wasser über den Kopf laufen, in der Hoffnung, den Alkohol aus seinem Hirn verdrängen zu können und mit ihm all die Gedanken, die in ihm toben. Nachdem er sich die Haare oberflächlich mit einem Handtuch trocken gerieben hat, kehrt er in das Wohnzimmer zurück, öffnet das Fenster, atmet tief durch und legt sich auf das Sofa, mit dem Wunsch, zumindest ein paar Stunden Ruhe zu finden. Erneut

denkt er an Alexandra; doch die immer und immer wiederkehrenden Fragen bleiben unbeantwortet, und sie werden es bleiben, solange er und Alex ihr gemeinsames Leben haben werden.

Hans Jakob liegt noch lange wach und lauscht den Geräuschen der Wohnung. War es richtig, Franz Bergner mit dem Brief alleine zu lassen? Hätte er nicht einfach davon berichten und mit seinem Gast darüber reden sollen, anstatt ihm das ganze Pamphlet auszuhändigen? Bestimmt wäre dies der bessere, zumindest der ehrlichere Weg gewesen. So aber ...

Selbst als es vollkommen still wird im Haus, findet er keine Ruhe. Es rumort in ihm, das Kribbeln in den Beinen, das ihn ab und an befällt, ist diese Nacht besonders ausgeprägt. Der Magen schmerzt aufgrund des vielen Weins, der Kopf dröhnt und die Zunge ist von den Zigaretten taub.

Plötzlich schreckt ihn ein Geräusch aus dem Dämmerzustand. Er hält den Atem an und lauscht. Da war etwas an der Tür! Dumpfes Knurren, unterdrückt aber deutlich vernehmbar, dringt aus dem Wohnzimmer und Hans Jakob registriert, wie sich Gänsehaut auf seinen Armen bildet. Er hat sich nicht geirrt: Fred kennt die Nachbarn und zeigt keine Reaktion, wenn er bekannte Schritte im Treppenhaus vernimmt, egal, wie spät es auch sein mag. Selbst bei Fremden merkt der Hund in der Regel nur kurz auf, um gleich darauf weiterzuschlafen. Doch dieses Mal ...

Jakob steht so leise und behutsam auf, als stünde der mögliche Eindringling bereits in der Wohnung. Der Schäferhund erwartet ihn an der Wohnungstür, die Zähne gefletscht und das Nackenfell gesträubt. Vorsichtig schließt er die Tür zum Wohnzimmer, um seinen Gast nicht zu wecken, geht zurück in seinen Schlafraum und holt eine Stablampe aus dem Nachtkasten an seinem Bett. Dann bleibt er neben dem Hund stehen und hält den Atem an, angestrengt lauschend. Doch nichts, kein Geräusch ist mehr zu hören.

Aus dem Schlafzimmerfenster wirft Hans Jakob einen Blick auf die dunkle Gasse vor seinem Haus. Der Wintersturm hat sich längst gelegt, alles scheint ruhig und friedlich. Nur für den Bruchteil einer Sekunde meint er, in dem diffusen Licht der Straßenlaterne einen

menschlichen Schatten um die nächste Hausecke verschwinden zu sehen. Er starrt in die Nacht und versucht, die Schwärze mit seinem Blick zu durchbohren. Doch so sehr Jakob seine Augen auch anstrengt, er kann keine weitere Bewegung wahrnehmen. Leise streift er sich eine Hose und einen Pullover über, zieht Jacke und Schuhe an, bedeutet Fred, ruhig zu sein und verlässt die Wohnung.

Auf der Straße wendet er sich schnellen Schritts nach rechts und ist, so wie der vermeintliche Schatten kurz zuvor, innerhalb weniger Augenblicke von der Dunkelheit verschluckt.

Kapitel 7

Hans Jakob träumt:

Ich sitze in einer Ecke des alten Schlafzimmers meiner Eltern. Es ist dunkel, nur durch die einen Spalt breit geöffnete Tür dringt ein wenig Licht vom Gang herein in den Raum. Der alte, hässliche Kleiderschrank steht noch immer da, wo er seit jeher gewesen war. Das abgetretene Linoleum ist zerrissen wie eine achtlos fortgeworfene Papiertüte und der Estrich darunter, mürbe und aufgebrochen, gleicht der Haut einer verdorbenen Frucht. Staub hängt im Raum. Alles wirkt wie in einer seit Jahren verlassenen Ruine, die Luft riecht modrig von Feuchtigkeit und Schimmel. Ich sehe mich um. Wo früher das Ehebett gestanden war, liegt etwas, ein Knäuel, ein Bündel, groß, viel zu groß, beängstigend groß.

Ich rutsche auf den Knien näher heran, und erst im letzten Moment erkenne ich: Es ist mein Vater, der da liegt, nackt und bleich. Angst, da ist Angst in mir, denn ich spüre, dass dieser Körper bald kalt sein wird und ich alleine zurückbleibe. Er beginnt sich zu regen, stößt ein leises, klagendes Jammern aus, als habe er Schmerzen und ich, ich bin auf einmal ein kleiner Junge mit furchtbaren Ohrenschmerzen, während ich hilflos neben ihm sitze. Die nassen, warmen Tränen auf meinen Wangen fühlen sich geradezu tröstend an.

So sehr ich ihn auch hasse, weiß ich doch, dass ich ihn beschützen und mit dem dünnen Leintuch bedecken muss, das ich um mich selbst geschlungen habe. Nicht der Kälte wegen hatte ich nach dem Tuch gegriffen, sondern als Schutz vor der Angst, die in mir bereits emporkroch, als ich an diesem Ort angekommen war. Es hatte nichts geholfen. Die Angst ist da, und es kostet mich nahezu übermenschliche Überwindung, mich von dem Laken zu trennen. Doch es muss sein. Langsam löse ich mich aus der Geborgenheit des Stoffes und werfe ihn über den nackten Körper, wie ein Leichentuch. Der Leib darunter windet und wehrt sich. Gegen meine Nähe, gegen die Bedeckung oder den drohenden Tod? Ich muss versuchen, ihn zu beruhigen und berühre ihn, gegen allen Widerstand in mir.

„Komm Vater, lass dir die Decke umlegen, sie wird dir gut tun“, rede ich beschwichtigend auf ihn ein und zucke fast zeitgleich wieder zu-

rück, denn seine Reaktionen werden heftiger. Das Stöhnen wird zu lauten Schreien, der Klang seiner Stimme wird zu dem, den ich aus grauer Vorzeit nur zu gut kenne: So hatte es geklungen, kurz bevor die Hiebe auf mich niederzuprasseln begannen.

Ich halte das nicht mehr aus! Ich muss ihn verlassen oder aber etwas tun, damit er sich beruhigt, damit das Schreien endlich ein Ende findet. Noch bevor ich mich zu einer Entscheidung durchzuringen vermag, beginnen sie, die gewohnten Schläge mit den Fäusten, hart, schmerzhaft, unerbittlich. Sie treffen mich an Kopf und Bauch, an Schultern und Armen, an Rücken und Beinen. Fort, ich muss fort von dem Körper, fort aus dem Raum, will ich überleben. Doch ich bin gelähmt vor Schrecken und Schuldgefühl, einer abgrundtiefen Schuld diesem Menschen gegenüber. Ja, er soll mich schlagen, schlagen wie früher, dann geht es mir besser, sicherlich!

Vom Gang her ertönen Stimmen, Lachen, Schritte. Wer ist da? Kommt mir jemand zur Hilfe? Ich rufe hinaus und lausche – keine Reaktion. Ich rufe ein weiteres Mal, jetzt lauter, ich beginne sogar zu schreien – nichts. Als das Reden und Lachen vor der Tür endlich verstummt, bin ich bereits heiser. Langsam erhebe ich mich auf die Knie. Es kostet mich schier übermenschliche Anstrengungen, als hielten mich zentnerschwere Gewichte auf dem Boden! Und ich rutsche über den aufgebrochenen Estrich zurück zur Türe, hin zum Licht.

Drei Personen stehen im Gang und blicken angewidert in meine Richtung. Eine alte Frau in einer verwaschenen, graublau gemusterten Kittelschürze, neben ihr ein Mann in abgeschnittenen Jeans und grellbuntem T-Shirt sowie eine junge Frau in einem engen schwarzen Kostüm. Den Mann kenne ich nicht, doch irgendwo habe ich ihn bereits gesehen – und weiß, dass er mir Böses will. Die beiden Frauen? Die Alte mag meine Mutter sein, aber die jüngere? Sie ist so schön, so unendlich schön ...

Ich brauche ihre Hilfe! Erneut schreie ich, sie sollten mir helfen, der Vater würde sonst sterben: „Es ist doch nicht nur meine Aufgabe, mich um ihn zu kümmern, ihr seid doch genauso für sein Leben verantwortlich, oder?“

Aber sie reagieren nicht. Die drei starren mich nur an, als wäre ich ein exotisches Tier, als spräche ich eine Sprache, die sie nicht verstehen, und wenden sich von mir ab, um weiter miteinander zu reden. Ich kann nicht hören, worüber sie sich unterhalten. Der Fremde mit der Hakennase und dem riesigen, wild zuckenden Adamsapfel packt die junge Frau an den Haaren und zieht ihr Gesicht zu sich. Er leckt ihre Wangen, beißt ihr in Hals und Nase – und sie lacht dabei. Dann befreit sie sich aus seinem Griff und kommt auf mich zu.

Ich sehne mich nach ihrem schützenden, wärmenden Körper, wünsche mir, endlich in den Arm genommen zu werden, wie ein Kind, das nach Geborgenheit sucht. Seltsam, ich hatte gedacht, sie würde duften, nach Feigen (warum nach Feigen?) und Äpfeln, oder nach Zimt, stattdessen geht ein beißender, unangenehmer Geruch von ihr aus.

Ihr Antlitz, es macht mir Angst, so ohne Blick, so ohne Augen. Ich fürchte mich und will mich von ihr abwenden, doch sie hält mich mit einer Hand fest und schlägt mir mit der anderen ins Gesicht. Erst rechts, dann links, nochmals und nochmals, immer und immer wieder. Die beiden neben ihr beginnen zu lachen und mit den Fingern auf mich zu zeigen, während sich die Gesichtszüge der jungen Frau langsam in eine uralte Fratze verwandeln, zahnlos und geifernd. Jetzt weiß ich auch, woher der Geruch kam, denke ich, als ich versuche, ihr auszuweichen und zu entkommen. Und tatsächlich: Ich komme frei! Sie lässt ab von mir! Ich muss zurück in das Zimmer mit dem sterbenden, schreienden Vater, mir bleibt ja keine Wahl, doch auf einmal gibt der Boden unter mir nach.

Ich rutsche, falle kopfüber – das Ende, das ist das Ende, ich weiß es – und finde mich in einem gewölbeartigen Keller wieder. Der Raum ist nur spärlich beleuchtet, es riecht unangenehm nach jahrhundertealter Luft. Gleichmäßiges leises Flüstern und Murmeln ist das Einzige, was ich höre. Langsam stehe ich auf, blicke mich um – und erkenne im Dämmerlicht die Ursache der Geräusche: Es sind Schnecken, unzählige Schnecken, die die Räume bevölkern. Farblose weiße, die ein sanftes Glimmen absondern, und zwischen ihnen herrlich bunte, deren Haut das Licht förmlich zum Glühen bringt. Was für schöne Geschöpfe! Sie sind es, die dieses Gewisper von sich geben, sie sind es, deren Zischen den Keller erfüllt. Fasziniert betrachte ich die Tiere und kann

der Versuchung nicht widerstehen, sie zu berühren. Sie sind weich und warm, doch kaum spüren sie meine Finger, verdampfen sie zischend.

Ich muss dem labyrinthartigen Gang folgen, irgendetwas treibt mich an, und passiere auf meinem Weg mehrere geschlossene Türen. Hinter einer davon höre ich das Weinen eines Kindes. Ich selbst bin es, ich sehe mich hinter der Tür im Raum kauern, siebenjährig, wie so oft, wie viel zu oft bestraft von den Eltern für meine angebliche Unfolgsamkeit. Eingesperrt in den dunklen Kellerraum über endlose Stunden hinweg, ohne Licht und Wasser. Jetzt hätte ich die Macht, die Türe zu öffnen und mich selbst zu befreien, doch was geht es mich an? Sie hatten mir doch jedes Mal versichert, ich hätte es verdient!

Lieber gehe ich weiter, betrete den nächsten Raum, in dem wieder der Vater sitzt, an einem leeren Tisch. Was macht er hier unten? Ich dachte ... Er blickt zu mir herüber, als würde er bereits auf mich warten, in ein sackähnliches Jutestück gekleidet, dicker und wuchtiger denn je.

„Du bist schuld!“, ertönt seine harte Stimme, „Dir haben wir all unser Elend zu verdanken! Deinetwegen sitze ich hier und weiß nicht ein noch aus. Du bist ein Versager, ein Nichtsnutz! Was hast du aus deinem Leben gemacht? Sieh dich an – was ist aus dir geworden? Alles, alles gaben wir dir und du? Was hast du für uns getan? Uns im Stich gelassen hast du, uns in unserem Elend sitzen gelassen!“ Mit jedem der Worte, die aus seinem Mund herausfallen wie Zementbrocken, bläht sich sein Körper mehr und mehr auf, immer mächtiger wird der Leib, immer enger das Zimmer, bis kein Platz mehr bleibt für mich und keine Luft zum Atmen. Doch da ist Licht am Ende des saalartigen Raums gegenüber und ich laufe darauf zu, den Vater hinter mir lassend, erstarrt in der Masse seines Körpers. Die Stimme verebbt langsam, in meinem Kopf indes dröhnt weiterhin das Echo: „Du bist schuld Du bist schuld Du bist schuld ...“

Der Weg ins Licht führt mich hinaus auf einen Friedhof, dessen Zustand eher ungezügelter Wildnis gleicht denn einer menschlichen Ruhestätte. Dichtes Unterholz und stacheliges Gebüsch behindern mein Vorankommen, hohe, bedrohlich wirkende Bäume bedrängen ängstlich sich duckende Gräber. Hier stehen sie, vor einem tiefen Loch im

lehmigen Boden: Mutter, die junge Unbekannte, eine alte Tante – tränennasse Gesichter. Wessen Grab das wohl sein mag? Vaters? Ist der Alte endlich tot?

Ich wage mich an den Rand heran, neugierig beuge ich mich hinab in die Grube und blicke auf einen ausgemergelten Körper. Das Gesicht des Toten ist unkenntlich im Schatten der Lehmwand, doch das bunte Hemd, der noch immer heftig auf und ab zuckende Kehlkopf und die ausgetretenen Sandalen mit den schmutzigen, von Wundbrand zerfressenen Füßen geben mir Gewissheit: Es ist der Fremde! Auf einmal macht sich Leichtigkeit in mir breit, ein wohliges Gefühl, ja, Euphorie durchdringt mich. Ich fühle mich, als könnte ich mich im nächsten Augenblick in die Luft erheben. Er ist tot und ich bin frei – endlich, endlich, endlich!

Die junge Frau: Ich will sie umarmen, ihr einen Kuss auf den roten Mund drücken. Ich möchte mit ihr tanzen, mit ihr lachen und mit ihr auf und davon laufen. Doch als ich mich ihr nähere, tritt die Alte zwischen uns. Mutter!

Mein Gott, wie traurig sie ist, und wie enttäuscht! Sie sucht meinen Blick, und ich halte dem ihren Stand. Sie fasst hinter sich in einen Sandhaufen, nimmt etwas davon und reicht es mir. Freude erfüllt mich: Ich erhalte etwas aus ihrer Hand – und mag es auch noch so wertlos sein! Noch bevor ich zugreifen kann, verwandelt sich der Sand in eine klebrige Masse, die zwischen ihren Fingern zu Boden rinnt, eitrig und stinkend. Die neben ihr Stehenden schreien auf, ich selbst erstarre. Die alte Frau holt aus, ich weiß, sie will mir den Unrat ins Gesicht schleudern. Nein, Mutter, tu das nicht!

Ich muss ausweichen, verliere den Halt und stürze hinunter ins Grab. Doch es gelingt mir, mich mit einer Hand an der Kante festzuklammern, und nun hänge ich zwischen Leben und Tod. Verzweifelt blicke ich nach oben. Helft mir! Warum helft ihr mir denn nicht? Da steht die schöne junge Frau mit dem roten Mund, über mich gebeugt, sie blickt mir in die Augen, und auf einmal erkenne ich sie: Sie ist es, sie ganz allein! Sie nestelt an ihrer Bluse und öffnet die Knöpfe. Weiße Brüste, groß und schwer, fallen mir entgegen und in mir erwacht das Verlangen, nach ihnen zu greifen. Doch wenn ich losließe, dann ...

„Halt mich fest!“, rufe ich, da spuckt sie mir ins Gesicht und grinst mich hämisch an, richtet sich wieder auf und bedeckt ihre Blöße mit alten, rissigen, geschundenen Händen. Sie bleibt stehen, wartet, so, als würde sie überlegen, was als Nächstes zu tun wäre, hebt den Fuß, einen Fuß wie aus Marmor so weiß und glänzend, und tritt auf meine Hand, einmal, zweimal, dreimal nacheinander. Unbezähmbarer Schmerz schießt in den getroffenen linken Arm, ich kann mich nicht mehr halten und falle, falle, falle ...

Was für ein Traum! Immer wieder das scheinbar Gleiche, doch dieses Mal mit ganz anderen Gesichtern: der Vater, wie ihn Franz Bergner beschrieben hatte, die fremde Mutter, Königshofer, und dazwischen sie, immer wieder sie ...

So bedrohlich, so intensiv, so nahe am Abgrund wie dieses Mal war Hans Jakob schon lange nicht mehr gestanden, dessen ist er sich bewusst. Sein ganzer Körper ist schweißüberströmt, selbst die Bettwäsche fühlt sich feucht an. Er quält sich aus dem Bett und geht schauernd ins Badezimmer, um sich unter die kalte Dusche zu stellen, in der Hoffnung, die Reste des Traums abspülen zu können.

Im Wohnzimmer schiebt Franz Bergner im gleichen Moment den Hund, der sich voll Vorfreude auf den Tag auf ihn gestürzt hatte, mit dem linken Arm von sich. Auch Bergner war während der wenigen Stunden unruhigen Schlafes in wirre und verwirrende Träume verstrickt gewesen und findet sich nur mühsam in der Wirklichkeit des Tages zurecht. Wie spät es wohl sein mag? Er muss auf die Toilette.

Kapitel 8

„Warum?“

„Warum was?“

„Weswegen hast du mir diesen Brief gegeben? Warum wolltest du, dass ich ihn lese?“

„Ich weiß es nicht – ich war betrunken, vielleicht deshalb.“

„Nein, das glaube ich dir nicht. Du wolltest, dass ich das Pamphlet lese, damit du mir nicht direkt gestehen musst, was damals wirklich geschehen ist. Was der tatsächliche Grund für Alexandras Entführung war und welche Rolle du in dem Ganzen spieltest. Du traustest dich nicht über ein paar Andeutungen hinweg, du warst einfach zu feige für die Wahrheit – ist es so?“

„Mag sein. Möglicherweise hast du recht!“

Die beiden Männer sitzen sich am Frühstückstisch gegenüber. „Ja, ich habe recht! Du lässt mich einfach mit diesem Brief sitzen, ohne Erklärung, ohne Vorwarnung! Und ich? Ich lese ihn auch noch! Du hättest mich damit nicht allein lassen dürfen, Hans. Denn die Entführung, die der Verfasser des Briefes bis in alle ekelhaften Einzelheiten dokumentiert, ist die von Alex! Und er schreibt von Dingen, die ich nie verstand und nie verstehen werde, weil ich sie nicht verstehen will! Weißt du was? Heute Nacht ist mir deutlicher denn je vor Augen geführt worden, wie unnützlich, wie sinnlos dieses Verbrechen gewesen ist!

Aber was hilft mir mein jetziges Wissen? Das Verbrechen und seine Folgen waren und sind Realität – ich weiß es nur zu gut. Doch die angebliche Verschwörungstheorie dahinter? Ist sie ebenso wirklich? Oder nicht vielmehr das Hirngespinnst eines alten Polizisten – so wie du es gestern Abend selbst formuliert hast? Soll diese Theorie nicht einfach verdecken, um was es wirklich geht: um zwei Männer, die sich hassen und zu vernichten versuchen? Und so zu Verbrechern werden?“

„Was meinst du damit?“

„Keller beging gemeinsam mit seinem Komplizen ein Verbrechen, das ist Fakt. Ob tatsächlich jemand dahinter stand und wer auch immer das sein soll, bleibt in meinen Augen Spekulation, gleichgültig, was du erzählst und was in dem Brief geschrieben steht.“

Königshofer und du indes, ihr wurdet ebenfalls zu Tätern, indem ihr die Entführung geschehen ließt! Er mit seinem Schweigen, das die Aufklärung des Falles aus purer, egoistischer Rachsucht verhinderte! Und du? Du weißt es selbst am allerbesten!

Weswegen auch immer Königshofer so handelte, wen auch immer du zu Fall bringen wolltest, was auch immer stimmen mag von dem, was in dem Schreiben fabuliert und formuliert wurde, ist das eine. Aber das gab niemandem auch nur im Geringsten das Recht, anderes Leben zu zerstören. Ich ...“

„Glaube mir: Seit dem Moment, da ich den Brief das erste Mal in Händen hielt, hinterfrage ich mein Tun und das, was bei Alexandras Entführung passiert ist. Nein, das ist nicht ganz richtig. Seit die erste Ahnung in mir aufkeimte in Bezug auf die Dinge, die durch mich in Gang gesetzt worden waren, als ich die erste Vermutung hatte, wer der wirkliche Drahtzieher all dieser Geschehnisse sein mochte, begann ich, an meinem Handeln zu zweifeln. Doch was hätte ich da noch tun können, um zu verhindern, was nicht mehr zu abzuwenden war? Ich habe mich mit den Falschen angelegt und es gab keinen Weg mehr zurück, als ich merkte, dass sie nicht davor zurückschreckten, Unschuldige zu missbrauchen. Königshofer, ja, der wollte sich an mir rächen. Es war ihm gleichgültig, wer außer mir darunter litt, wenn er mich am Ende nur am Boden sähe. Und nicht einmal das hatte er abwarten können. Und ich? Meine Person, wie er sie darstellt? ‚Bin ich wirklich so? Bin das tatsächlich ich?‘, frage ich mich jedes Mal, wenn ich seine Zeilen lese. Und komme immer wieder zu demselben Ergebnis: Ich weiß es nicht!

Anfangs erkannte ich mich nicht wieder in dem Menschen, den er hier beschreibt. Ich war, wirklich, das musst du mir glauben, Franz, zutiefst erschüttert ob des Bildes, das Königshofer von mir gezeichnet hatte. Doch je öfter ich diesen Brief las, desto bekannter und vertrauter wurde mir die Figur darin. Erstaunlich? Für mich vor allem sehr beunruhigend, nein, erschreckend! Liegt es daran, dass ich mich an die Wahrheit gewöhne oder an das Bild?“

Noch bevor der Gefragte antworten kann, erhebt sich Hans Jakob und winkt ab.

„Nein, ich möchte nicht mehr darüber reden, nicht jetzt und nicht hier. Fred muss an die frische Luft und ich auch. Wie sieht es aus? Wollen wir noch eine gemeinsame Runde drehen? Danach kannst du ja entscheiden, wann du nach München zurückfahren willst – ich für meinen Teil habe heute keine Verpflichtungen!“ Während Hans Jakob sich erhebt, bleibt Bergner sitzen.

„Und trotzdem du jetzt nicht antworten willst, frage ich dich ein zweites Mal: Weswegen hast du mir den Brief zu lesen gegeben?“

Die beiden Männer sehen sich an, wie damals, während der Verhöre, so, als wollten sie mit den Blicken ihre Kräfte messen. Jakob setzt sich wieder an den Tisch.

„Weißt du, wann ich den Brief erhalten habe? Monate nach Königshofers Tod! Als ich bereits hier in Weißenburg lebte, fand ich dieses Kuvert eines Morgens in meinem Briefkasten! Ohne Frankierung, ohne Adresse, nur mein Name darauf. Der Überbringer, wer auch immer er gewesen sein mag, hatte gewusst, wo er mich fände! Und er hat den Zeitpunkt, mir den Brief zukommen zu lassen, ganz gezielt gewählt. Denn ich war gerade dabei, mich von den Gespenstern der Vergangenheit und den Schrecken des Sanatoriums zu befreien. Ich hatte mich eben erst in Weißenburg eingelebt, hatte gerade begonnen, Pläne für mein weiteres Leben zu schmieden, ja, ich verspürte sogar etwas wie Freude in mir hinsichtlich dessen, was käme. Und dann, es war wie ein Blitzschlag aus heiterem Himmel, erhielt ich eben diesen Brief und alles, mein ganzes beschissenes Beamtendasein erwachte zu neuem Leben. Ich muss an die frische Luft!“

Kapitel 9

Ihr Weg führt sie hinaus über die freien Felder; vor ihnen tut sich die Weite des hügeligen Umlands auf, eine sanfte, friedliche Welt. Die Luft ist klar und kalt, und Franz Bergner vermeint den ersten Vorge-schmack des nahenden Frühlings zu spüren, als er die Frische einatmet und die prickelnden Sonnenstrahlen auf seiner Haut fühlt. Der Hund läuft unbeschwert vor ihnen her, während beide Männer zunächst schweigend ihren Gedanken nachhängen. Mit keinem Wort hat Hans Jakob bisher seinen nächtlichen Ausflug und die gemachten Beobachtungen erwähnt, und er hat auch nicht vor, es zu tun. Er hat Gewissheit, das genügt ihm. Auf jeden Fall ist er sich nunmehr sicher, dass das, wovon Franz Bergner berichtet hatte, wohl keine Hirngespinnste sind, dass das Gefühl, das ihn selbst in der Wirtschaft beim Anblick des Fremden befallen hatte, kein Phantom gewesen war. Irgendetwas ist ganz offensichtlich im Gange und vermutlich ist der nächtliche Besucher identisch mit dem Mann im Lokal. Und dennoch: Sicher kann sich Jakob nicht sein; um definitive Feststellungen zu treffen, war es zu dunkel gewesen. Immerhin mag er nicht mehr an einen Zufall glauben.

Seine Ahnung hatte Hans Jakob in der Nacht an den richtigen Ort geführt. Dem Schatten folgend, war er zum Bahnhof hinunter gegangen und an den alten, gestrüppüberwucherten Rangiergleisen nach links abgezweigt, bis er an einem ehemaligen Lagerhaus angekommen war. Dort, auf der halbverfallenen Laderampe, durch ein löchriges Vordach zumindest notdürftig gegen Wind und Wetter geschützt, entdeckte er die Person, die er in der Wirtschaft gesehen und vor seinem Haus vermutet hatte. Der Mann fühlte sich offensichtlich so sicher im Schutz der trotz ihrer winterlichen Kahlheit dichten Büsche, dass er es nicht für notwendig erachtete, irgendwelche Vorkehrungen gegen ein eventuelles Gesehenwerden zu treffen. So hatte der ehemalige Polizist genügend Zeit gehabt, den Einäugigen zu studieren, der, in sich versunken, vor einem kleinen Feuer saß, als warte er darauf, dass irgendein Befehl ihm sagte, wie er weiter zu verfahren hätte.

Und je länger Jakob darüber nachdachte, desto sicherer war er sich, was die Identität der Gestalt betraf. Zwar war es nicht hell genug gewesen, die Gesichtszüge im Detail zu erkennen, doch allein der hinkende Gang des Fremden und die Augenklappe hatten die durchaus beunruhigende Vermutung in Jakob verstärkt.

Als er wieder nach Hause zurückgekehrt war, hatte er lange nicht einschlafen können. Er durchdachte die Situation, in der auch er sich auf einmal befand. Es war nun keine Frage des Wollens mehr, ob er sich in die Angelegenheit mit einbeziehen ließe – er war bereits Teil der Geschehnisse, und Jakob wusste, dass es für ihn keinen Weg zurück gäbe. Doch was konnte, falsch, was musste er nun tun? Musste er Petra Huber informieren, die einzige Vertraute, die ihm geblieben war? Sie würde mit Sicherheit alle Hebel in Bewegung setzen, ihm zu helfen. Indes: Sollte er Petra wirklich in diese Angelegenheit involvieren? Er wusste ja noch nicht einmal ansatzweise, wohin all das dieses Mal führen konnte. Und was würde eine wie auch immer geartete Aktion gegen diesen Fremden bewirken? Weswegen sollte die Polizei ihn behelligen, wessen ihn anklagen? Was könnte er, Jakob, erreichen, außer dass der, von dem der Fremde mit der Augenklappe seine Befehle erhielt, misstrauisch und vorsichtig würde? ‚Welcher andere?‘, denkt er bei sich. ‚Weswegen gehe ich davon aus, dass, falls es sich bei dem Mann tatsächlich um den handelt, den ich meine, der andere, Bernd Keller, zwangsläufig auch in der Nähe sein muss?‘

Irgendwann während der sich im Kreis drehenden Grübeleien schlief er doch ein – der Traum, der ihn bis zum Erwachen am Morgen begleiten sollte, wartete bereits auf ihn.

Hans Jakob wirkt verändert nach der Nacht, besorgt, oder eher bedrückt, als hätte irgendetwas einen Stimmungswandel in ihm ausgelöst. Franz Bergner ist irritiert, als Jakob, kaum haben sie während des Spaziergangs die Stadtgrenze passiert, die Vermutung äußert, Keller könne tatsächlich noch leben. Als er sogar die Möglichkeit, er könnte sich in Deutschland aufhalten, nicht mehr kategorisch ausschließt. Am Abend zuvor schien Jakob noch von dessen Tod überzeugt gewesen

zu sein! Woraus resultierte der offensichtliche Sinneswandel? Soll er fragen? Doch will er die Antwort wirklich wissen?

„Warum nur, warum reden wir nicht Klartext?“, fragt sich Franz Bergner, „Weswegen habe ich das Gefühl, dass er mir etwas verheimlicht? Es ist eine Art Spiel, das Jakob mit mir spielt – damals schon, während Alexandras Entführung, genau wie heute!“ Und erneut, wie Monate zuvor, hat er Angst davor, auf dieses Spiel einzugehen.

Jakob ruft den Hund heran, nimmt einen Stock und wirft ihn, soweit er kann. Wie von der Tarantel gestochen jagt Fred hinterher, springt, versucht, noch im Flug nach dem Holzstück zu schnappen und überschlägt sich dabei; doch nur, um sich in Sekundenschnelle wieder aufzurappeln und den Stock fast zeitgleich mit dessen Landung zu fangen. Die beiden Männer sehen ihm dabei zu, wie er, stolz über seinen Erfolg, seine Beute quer in der Schnauze, auf sie zustürmt. Erwartungsvoll legt er den Stecken seinem Herrn vor die Füße und das Spiel beginnt erneut.

„Ich glaube, Fred könnte stundenlang diesen Stöcken hinterher rennen – manchmal würde mich schon interessieren, was in einem Hundehirn vorgeht. Macht er das, weil er wirklich Freude daran empfindet? Oder weil er mir damit gefallen will?“

Sie sind bereits auf dem Rückweg, als Jakob wieder das Wort an Franz Bergner richtet. „Du hast es bisher nicht erwähnt, aber ich habe sehr wohl registriert, dass du ein Buch geschrieben hast. Ich habe es sogar gelesen. Wann hast du den Roman denn verfasst? Ein solches Werk kann doch unmöglich in wenigen Monaten entstanden sein, oder?“

„Ist es auch nicht. Dass du es gelesen hast? Ich hätte dich eigentlich als den typischen Nichtleser eingeschätzt oder vielmehr als jemanden, der Romane und Belletristik meidet. Aber wenn ich die letzten Stunden Revue passieren lasse, dann muss ich feststellen, dass ich dich wohl in vielerlei Hinsicht falsch eingeschätzt habe!“

„Ich glaube, ich will nicht wissen, ob zu meinem Vor- oder Nachteil.“ Bergner kann nicht umhin zu schmunzeln; einer Antwort auf die indirekt gestellte Frage enthält er sich. „Das Buch habe ich tatsächlich

nicht in den letzten Monaten geschrieben, nein. Es entstand vor 20 Jahren und lag seitdem in einer Schublade. Es war eine Verzweiflungstat, das Manuskript wieder aus der Vergessenheit hervorzuholen. Bist du dir sicher, dass du die Geschichte hören willst? Also gut: All die Monate, nachdem Alex sich befreit hatte, kreisten ihre Gedanken mehr oder weniger um eine einzige Frage: warum? Warum ihr Bruder? Warum sie? Warum der Hass? Warum die Angst?

Als die Erkenntnis in ihr gereift war, dass sie keine der Fragen jemals in ihrem Leben beantworten könnte, war sie in einen Abgrund gestürzt, der noch tiefer war als das Loch, in dem sie bereits saß, als du deine Ermittlungen einstellen musstest. Nichts und niemanden ließ sie an sich heran, sie verkroch sich in der Finsternis ihrer Seele, und ich musste hilflos zusehen, wie sie weniger und weniger wurde, und das nicht nur körperlich. Sie verging einfach, verstehst du? Wie eine welkende Blüte.

Auch mir ging die Kraft aus, ich wurde mürbe und ich merkte, dass mir unser gemeinsames Leben langsam aber sicher zu entgleiten drohte. Da fiel mir in meiner Verzweiflung das Manuskript ein, das seit Jahrzehnten in Vergessenheit verstaubte. Ich kramte es hervor und legte die immerhin fast 400 Seiten kommentarlos auf den Tisch. Zunächst schien Alex es zu ignorieren, später zog sie den Stapel tagelang von einem Platz zum anderen. Sie schlich darum herum wie die berühmte Katze um den heißen Brei, ohne sich ans Lesen zu machen. Doch irgendwann, eines Nachts, hörte ich, wie sie aufstand, den Paken nahm und damit im Wohnzimmer verschwand.

Als ich an dem Morgen aufstand, war Alex über der Lektüre eingeschlafen, mit dem Oberkörper zwei Papierstöße unter sich begrabend. Sie sah so friedlich aus wie schon seit Langem nicht mehr! Ich brachte es nicht über mein Herz, sie zu wecken. Irgendetwas in mir war sich sicher, dass der Bann gebrochen war, dass sie in dieser Nacht den ersten Schritt auf dem Weg zurück ins Leben getan hatte. Ob das Buch der Auslöser war oder das Ventil, über das sich seit Wochen aufgestaute Energie entlud, weiß ich nicht. Das ist auch vollkommen gleichgültig! Ich ging für das Frühstück einkaufen, und als ich zurückkam, saß sie bereits wieder über den Seiten, einen Stift in der Hand, die Stirn in Konzentration gerunzelt, versunken in das, was sie las. Faszi-

niert sah ich ihr eine Weile dabei zu, wie sie hie und da eine Bemerkung an den Rand des Papiers schrieb, den Kopf schüttelte, nickte, ja, förmlich lebte mit dem, was sie las.

Kannst du dir vorstellen, welch eine Freude mich in dem Augenblick erfüllte? Nicht nur, dass sie anscheinend wieder ins Leben zurückgekehrt war, sondern dass sie sich mit dem beschäftigte, was mir viele Jahre zuvor als der eigentliche Sinn meiner Existenz gegolten hatte und zuletzt nur durch meine Gleichgültigkeit vor der Vernichtung bewahrt worden war.“

Mit der gleichen Besessenheit, so fährt Franz Bergner fort, mit der Alexandra Monate zuvor die Hände unzähliger Menschen auf Papier festgehalten hatte, widmete sie sich nun dem Manuskript. Sie las es einmal, ein zweites Mal, danach gingen sie gemeinsam an die mühsame Korrekturarbeit, kämpften um Formulierungen, feilschten um Worte, Zusammenhänge und Sinnfindungen. Erneut lasen sie das Ergebnis, das Miteinanderringen wurden weniger, die Übereinstimmungen häuften sich und es gelang ihnen, innerhalb weniger Wochen zu vollenden, was Franz Bergner fast zwanzig Jahre zuvor begonnen hatte.

„Wie lange ich um dieses Buch gekämpft hatte, das merkte ich erst, als es fertig vor mir lag: All die Jahre, die es unbeachtet im Schrank gelegen war, das wurde mir in dem einen Moment so richtig bewusst, hatte es mich nicht verlassen. Tief in mir war die Sehnsucht geblieben, es zu Ende zu bringen. Und dabei hatte es mein Leben belastet und behindert, blockierte mich in meinem Tun und Denken, wie eine kleine, aber schmerzhaft Verletzung, die du selbst dann spürst, wenn du nicht an sie denkst. Diese Wunde ist nun geheilt. Was jetzt damit passiert, ob das Buch Geld bringt, ob die Menschen es mögen oder nicht, ist mir gleichgültig – behaupte ich hier und heute. Meine Ziele waren erreicht, als ich den Roman das erste Mal gedruckt in Händen hielt. Das Buch war fertig und, vor allem: Alex war auf dem Weg der Besserung! Da wollte ich hin, das war das Ziel und die Hoffnung gewesen, als ich ihr den Papierstapel präsentiert hatte.“

Kapitel 10

„Versteh doch: je besser es mir geht, desto intensiver nagt das schlechte Gewissen Alex, Karin und den Kindern gegenüber an mir! Deshalb noch einmal meine Frage: Hilfst du uns, Bernd Keller zu bezwingen und den Schatten, den er auf uns alle wirft? Du weißt, was es heißt, in eigenen Ängsten gefangen zu sein! Du kennst den endlosen Albtraum aus Ohnmacht und Hilflosigkeit! Und ich bleibe dabei: Wer, wenn nicht du, könnte uns helfen? Komm, überleg es dir noch einmal – lass mich nicht allein mit dem schwachen Trost, du würdest deine ehemalige Kollegin anrufen, nach München zurückkehren!“

„Glaub mir Franz, ich verstehe eure Situation. Doch was könnte ich für euch tun? Ich habe aus meinen Erfahrungen gelernt – und fürchte, ich würde eure Lage nicht verbessern, mischte ich mich ein, in welcher Form auch immer!“ Hans Jakob hält inne und lässt seinen Blick über die Felder schweifen. „Das vielleicht Einzige, was ihr meiner Ansicht nach derzeit tun könnt, ist, die Köpfe freizubekommen, nichts anderes! Ihr müsst die Gespenster der Vergangenheit loswerden, und dabei kann euch niemand helfen! So wie du dich befreit hast von dem Buch, das dich gefangen hielt über Jahre, so müsst ihr euch von den Gedanken an Bernd Keller befreien. Ihr dürft ihn nicht mehr in eure Köpfe lassen. Geht fort aus München, lasst euer bisheriges Leben hinter euch und fangt woanders nochmals von vorne an! Ihr alle zusammen, oder getrennt! Ich weiß, ich weiß“, wehrt er den bevorstehenden Einspruch ab, „das klingt viel einfacher als es ist, und ich rede mich leicht! Aber solange das Gespenst der Vergangenheit ...“

„Ist er wirklich nur ein Gespenst? Du hast doch selbst von der Möglichkeit gesprochen, Keller könnte wieder in Deutschland sein. Was ist mit den Briefen, den Karten, den Anrufen? Mit den Melodien, den Geräuschen, den toten Tieren, mit allem? Glaube mir: Er ist es! Er ist zurück! Da ist niemand sonst, es ist seine Handschrift, seine Stimme, seine Zeichen, davon sind wir überzeugt. Und solange nichts anderes bewiesen ist – bewiesen, nicht vermutet, Hans – solange werden wir keine Ruhe finden können! Und eines kannst du mir glauben: Davonzulaufen würde nichts helfen! Er fände uns, immer und überall!“

„Niemand weiß, wer und was wirklich hinter all dem steckt, was euch widerfährt, wie alles zusammenhängt oder auch nicht – aber meinst du wirklich, das mit einer Reise nach Südamerika herausfinden zu können? Nie im Leben! Noch einmal: Ihr müsst versuchen, euch zu befreien! Komm, ruf Alex an, sag ihr, dass du erst heute Nachmittag nach Hause fährst! Ich möchte dir noch etwas zeigen!“

Im Auto schweigen die Männer.

„Was mache ich denn hier? Warum sitze ich neben einem wildfremden Menschen, mit dem ich nichts als einen weinseligen gemeinsamen Abend verbracht habe, und lasse mich von ihm ins scheinbare Nirgendwo der Provinz fahren? Sollte ich nicht bei Alex sein, bei Karin und den Kindern? Hier finde ich keine Lösung für unser Problem, Hans Jakob kann und will uns nicht helfen. Er versucht, sein schlechtes Gewissen zu beruhigen, und deswegen meint er wohl auch, mir etwas zeigen zu müssen. Aber ist das nicht Zeitvergeudung für mich? Doch wie schön es hier ist! Mein Gott – was für wunderbare Fleckchen gibt es in Deutschland noch ...“

„Warum mache ich das eigentlich? Warum gebe ich Franz Bergner, dem ich nichts, absolut gar nichts schulde, die Möglichkeit, einen für mich so unendlich wichtigen Ort kennenzulernen? Bin ich ihm gegenüber zu irgendetwas verpflichtet? Oder geht es mir lediglich darum, aus meiner selbst gewählten Einsamkeit auszubrechen? Fehlt mir der menschliche Kontakt doch mehr, als ich mir selbst gegenüber zuzugeben bereit bin? Oder ist es das Versagen, das mich quält, mehr quält, als ich mir eingestehe? Meine Unfähigkeit, heute so wie vor knapp zwei Jahren? Hätte ich damals tatsächlich anders handeln können, ja, handeln müssen? Hätte ich doch abzuwenden vermocht, was möglicherweise zu verhindern gewesen wäre?“

Die Wellen des weiten Landes, die Felder mit ihrer für die Gegend so charakteristischen tief rot-braunen Erde verlören sich im Nichts, würden sie nicht von den sanften Hügeln des Hahnenkamms begrenzt werden. Die Landschaft strahlt Weite aus und tiefer Friede liegt über der Szene, während der Wagen gemächlich die schmale Straße ent-

langfährt. Es scheint, als ließen die beiden Männer die Zivilisation hinter sich, als sie am Rande des bewaldeten Hügelzuges ankommen. Die Straße führt steil hinauf und windet sich durch schier undurchdringlichen Wald; man möchte meinen, die Schwelle zu einem vergessenen, unberührten Landstrich zu passieren.

Auf der Kammlage des flachen Bergrückens lassen sie den Wald hinter sich. Der Blick, der sich vor ihnen auftut, übertrifft den vorherigen noch einmal an Weite und Freiheit. Ein Bussard kreist über kahlen Feldern, an den Waldrändern und in einzelnen Senken liegen noch die Schneereste des zu Ende gehenden Winters. Nach einigen Kurven öffnet sich die Ansicht auf ein kleines Tal, durch das ein Bachlauf mäandert. Ein Feldweg, dem sie einige Meter folgen, zweigt von der schmalen Straße ab; dann hält Hans Jakob den Wagen an.

Die beiden Männer steigen aus und blicken hinunter auf den bescheidenen Ort. Ein paar Häuser drängen sich um die über den schmalen Fluss geschlagene Brücke. Rauch steigt aus den Schornsteinen auf, ein feiner Nebelstreifen liegt über dem Wasserlauf und verleiht der Szenerie eine unwirkliche Atmosphäre.

„Wenn du Alexandra noch einmal anrufen willst, musst du es jetzt und hier tun. Da unten gibt es keinen Mobilfunkempfang mehr.“

Franz Bergner schüttelt nur kurz den Kopf. „Wollen wir ein Stück gehen?“

„Die Gebäude dort hinten, wo sich das Tal verengt, gehören zu einer Mühle. Früher gab es etliche davon entlang des Baches, so wie überall hier in der Gegend. Interessanterweise war keine so weit abseits des Ortskerns angesiedelt wie diese!“

„Und woran liegt das?“

„Ursprünglich existierte bereits eine Mühle in dem Dorf, als die da hinten gebaut wurde. Und zwei Mühlen in einem so kleinen Nest, das konnte nicht funktionieren! Deshalb musste derjenige, der diese Mühle dort hinten erbaute, auch so weit ausweichen.“

„Die Mühle ist nicht mehr bewohnt, oder?“

„Nein, sie ist nicht mehr bewohnt oder noch nicht! Sie gehört mir, ich habe sie gekauft, und mein Traum ist es, hierher zu ziehen, in diese Abgeschiedenheit, in mein Tal des Vergessens! Es gibt viel zu tun, un-

glaublich viel Arbeit wartet hier auf mich, dessen bin ich mir bewusst, aber man muss doch Ziele haben, Visionen, oder etwa nicht?“

„Du bist verrückt! Das ist ja ...“

„War dein Roman etwa ein Spaziergang, bis du ihn fertiggestellt hast? Na also! Ich bin kein Mensch, der ein Buch schreibt und darüber alles um sich vergessen kann! Ich habe gelernt, dass ich körperliche Betätigung brauche, um die Vergangenheit zumindest zu verdrängen und um zu überleben. Lange wusste ich nicht, wie diese Tätigkeit aussehen könnte, bis ich durch Zufall auf diese Mühle gestoßen bin. Über ein Jahr, vermutlich sogar länger, versuchte der Makler, einen Verrückten zu finden – anders kann man das wohl nicht nennen – der bereit gewesen wäre, überhaupt etwas für das marode Anwesen zu zahlen. Bis ich das Ganze für mich entdeckte, kurz, nachdem ich nach Weißenburg gezogen war. Ich sah das Anwesen und wusste sofort: Das ist die Erfüllung, nach der ich suchte, das die Gegend, nach der ich mich seit Jahren sehnte. Ich konnte nicht anders, ich musste diese Mühle besitzen! Auch wenn es vielleicht, nein, ganz gewiss, Irrsinn ist, den Komplex erhalten zu wollen!“

„Du hast das Ding wirklich gekauft? Das ist ja unglaublich! Weißt du was? Du hast mich richtig neugierig gemacht. Willst du mir die Mühle auch aus der Nähe zeigen?“

„Deswegen sind wir hier!“